

# Heimatspflege in Franken



Nr. 40

1993

## 14. Denkmalprämierung des Bezirks Mittelfranken

*Was ist Denkmalpflege?*

Eine vom Allensbacher Institut für Demoskopie im Auftrag des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz durchgeführte Meinungsumfrage hat auch Daten dazu erbracht, welche Vorstellungen in der Bevölkerung über die Aufgaben von "Denkmalschutz" und "Denkmalpflege" bestehen. Nur wenige denken heute bei dem Begriff "Denkmal" ausschließlich an Standbilder.

72 Prozent der Befragten konnten sogar konkrete Aufgabenbereiche der Denkmalpflege spontan angeben. 64 Prozent rechnen dazu die Erhaltung eines Fachwerkhauses, 57 Prozent die Erhaltung von Ortsbildern, 64 Prozent wissen, daß es zur Erhaltung historischer Bauten staatliche Beihilfen gibt. Der Aufgabenbereich wird von 52 Prozent der Befragten eher in der Tätigkeit des Bauens und Restaurierens als in vorbeugenden Maßnahmen gegen schädliche Umwelteinflüsse gesehen. 52 Prozent der Personen mit Volksschulbildung konnten den Aufgabenbereich der Denkmalpflege richtig deuten, während dies bei 73 Prozent der Personen mit höherer Schulbildung der Fall war.

Im Rahmen seiner kulturellen Verantwortung führte der Bezirk Mittelfranken seine 14. Denkmalprämierung durch, unabhängig

davon, ob der Bezirk als Zuschußgeber beteiligt war. Vorschläge erfolgten durch die Stadt- und Kreisheimatpfleger, Stadtbauämter und Landratsämter, nach Medienberichten oder durch Selbstaufnahme durch den Bezirksheimatpfleger.

Die doch ansehnliche Zahl der ausgewählten Objekte zwang dazu, die Vorstellung der denkmalpflegerischen Maßnahmen zu teilen. Für 1992 wurden die Objekte der Landkreise Ansbach, Roth und Weißenburg-Gunzenhausen sowie die der kreisfreien Stadt Ansbach und den Städten mit eigener Bauhoheit Weißenburg und Rothenburg o.d. Tauber am 3. 11. in Weißenburg vorgestellt. Die Objekte der Landkreise Erlangen-Höchstadt, Fürth, Nürnberg und Schwabach wurden bereits am 20. Oktober in Fürth prämiert.

Vorgeschlagen wurden 155 Objekte, von der Jury ausgewählt 107. Nach ästhetischen Gesichtspunkten und Originaltreue, aber auch nach Leistung Aufwand und Opfer, die für die privaten Eigentümer erkennbar waren.

Verschiedene Objekte wurden im großen und ganzen gut renoviert, mußten von der Jury aber abgelehnt werden, da kleinere Fehler bei der Sanierung gemacht worden sind.



Die vorgestellten Objekte sind in ihrer Sanierung als Vorbilder anzusehen, von denen Impulse für andere Eigentümer erwartet werden zur Bereicherung der Individualität der Kulturlandschaft, des heimatlichen fränkischen Raumes. Baudenkmäler sollen als Wert anerkannt werden, mit denen nicht leichtfertig umgegangen werden darf zugunsten nachrangiger Gesichtspunkte, wie z. B. der bestmöglichen Nutzung nach materiellem Ertrag.

Der Bezirk Mittelfranken sieht in der Durchführung und künftigen Fortsetzung der Denkmalprämierung eine seiner wesentlichen kulturellen Verpflichtungen und einen spürbaren Beitrag zur Weiterentwicklung eines Denkmalbewußtseins im allgemeinen und eines fränkischen Kulturbewußtseins im besonderen.

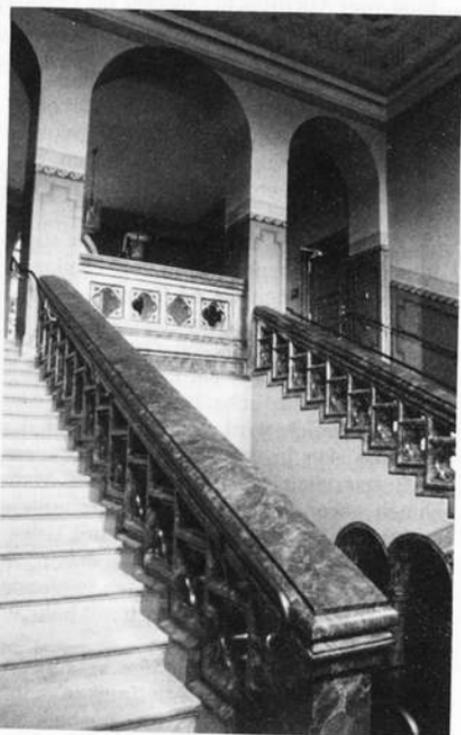
Zum vierten Male ist eine bebilderte Begleitbroschüre erschienen.

Das Buch stellt alle prämierten Objekte in Wort und Bild kurz vor. Man findet auch kleine allgemeine Sanierungshinweise oder beispielsweise die Beschreibung von Hop-

fenanbau und Hopfenernte sowie Rechte der Müller, Mühlen- und Wasserrecht. Es ist zum Preis von 19,80 DM (zuzüglich Versandkosten) beim Bezirk Mittelfranken, Bezirksheimatpflege, Bischof-Meiser-Str. 2, 8800 Ansbach erhältlich. Der Buchtitel lautet: "Baudenkmäler und Kulturlandschaft". Eine Veröffentlichung des Bezirks Mittelfranken (Bezirksheimatpflege). Herausgegeben von Kurt Töpner und Hartmut Schötz.

Die Vorstellung der Objekte erfolgte durch Bezirksheimatpfleger Dr. Töpner. Im Anschluß daran wurde zu einem kleinen Empfang geladen.

Die beiden vorgestellten Objekte zeigen das klassizistische Treppenhaus im Fürther Rathaus, wo vom 20. 10. bis 9. 11. auch eine Fotoausstellung zum Thema Denkmalprämierung 1992 stattgefunden hat. Weiterhin sehen wir den Verwalterbau zum Schloß Trautskirchen, Landkreis Neustadt/A.-Bad Windsheim.



## Trautskirchen, Verwalterbau zum Schloß

Das Torhaus gehört zum Ensemble des Schlosses in Trautskirchen und kann nach dem Abschluß der Sanierung dem Schloßverwalter als Wohnung dienen. Vor dem Bezug waren umfangreiche Bauarbeiten notwendig, die in zwei Bauabschnitten durchgeführt worden sind. Im ersten Abschnitt wurden Sicherungsmaßnahmen am Dach vorgenommen und der zweite Bauabschnitt befaßte sich mit der Innen- und Außeninstandsetzung.

Im Inneren wurden alle vorhandenen verbrauchten Böden ausgebaut, wiederverwendbare Holzdielen gelagert, und nach dem Erd-aushub für den neuen Bodenaufbau (Kiesfilterschicht und Stahlbetonplatte) wiederverwendet. Da die vorhandenen Einfachfenster nicht den Anforderungen an Schall- und Wärmedämmung entsprachen, wurden zusätzlich neue Einfachfenster hergestellt und bei den vorhandenen Fenstern als Funktion Kasten-

fenster eingebaut. Die alte Treppenanlage an der Südfassade war nicht genügend fundamentiert, deshalb abgesunken. Sie wurde vorsichtig abgebaut, und die Sandsteinplatten konnten auf einen neuen Betonunterbau wieder neu verlegt werden. Somit konnte viel Altsubstanz erhalten werden.

Wegen erheblicher Schäden mußte der Putz teilweise abgeschlagen werden und ein neuer Kalkputz wurde aufgetragen.

Die Fassadenflächen sind zuletzt mit Kalkfarbe gestrichen worden. Durch die Sanierung des Verwaltungshauses konnten weitere Wohnungen und ein Büroraum für den Verwalter und Betreuer der Aus- und Umsiedler im Trautskirchener Schloß geschaffen werden. Zu hoffen ist, daß auch die Fassade des Schloßgebäudes bald in frischem Glanz erstrahlen kann.



Trautskirchen: Verwalterhaus zum Schloß, Südansicht vor der Sanierung



West- und Südansicht nach Sanierungsabschluß

## Glückwunsch zum Neuen Jahr vor 100 Jahren



Im Gegensatz zu den Patendanksprüchen sind die Schmuckglückwunschbriefe zum neuen Jahr verbunden mit einem Dank an die Eltern weniger geschrieben worden und auch in dieser Form weniger bekannt geblieben.

Das hier gezeigte Schmuckblatt stammt aus dem Jahre 1893 und wurde im Verlag des Bayer. Volksschullehrervereins gedruckt. Die Briefschreiberin Marie Kronacker war viele Jahrzehnte im mittelfränkischen Raum als Lehrerin tätig.

Hartmut Schötz

Lassen wir Elisabeth Engelhardt zum Schluß selbst zu Wort kommen:

”Die kalten Sterne da oben, hier unten der Stolz

Auf der Höhe der Zeit, auf dem Boden der Tatsachen,  
und nichts, woran wir uns festhalten können.

Ein gangbarer Weg zwischen Hoffnung und Trauer,

unterm flüsterndem Wind, unter herabstürzenden Träumen.”

## Literatur- und Quellenangaben:

Inge Meidinger-Geise, Elisabeth Engelhardt, in: Frauengestalten in Franken, Würzburg 1985

Inge Meidinger-Geise:

Vorwort zum Erzählband ”Zwischen 6 und 6” von Elisabeth Engelhardt, 1983

Nachlaß von Elisabeth Engelhardt

Ingeborg Höverkamp, Karl-Plesch-Straße 15, 8501 Schwanstetten 1

*Israel Schwierz*

## Zeugnisse jüdischer Vergangenheit in Mellrichstadt

Mellrichstadt, eine unterfränkische Kleinstadt unweit der früheren Grenze zur DDR, war bis zur Wiedervereinigung ein malerisches, aber doch verträumtes Städtchen. Seit der Beseitigung der Grenze hat die im heutigen Landkreis Rhön-Grabfeld gelegene Stadt eine größere touristische Bedeutung erlangt.

In der einstigen Kreisstadt Mellrichstadt gab es, wie in sehr vielen Orten Unterfrankens, bis 1942 eine Jüdische Kultusgemeinde. Diese besaß neben einer Synagoge, eine Mikwe, einer Volksschule und mehreren den Gemeindefunktionen dienenden Häusern auch einen 1922 erweiterten Friedhof.

Von der ”Reichskristallnacht” 1938 blieb auch die JKG Mellrichstadt nicht verschont: die um 1849 erbaute und 1875 renovierte Synagoge wurde erheblich beschädigt und anschließend abgerissen. Übrig blieben zunächst nur noch die Grundmauern, die 1948 dann im Zuge einer großzügigen Straßenerschließung ebenfalls beseitigt wurden.

Der Friedhof wurde wohl 1938 nicht beschädigt; jedenfalls ist nichts bekannt. Bis 1980 war sein Zustand jedoch nicht immer befriedigend.

Neben den ”Gemeindebauten” gab es in Mellrichstadt aber noch ein ”weltliches Zeugnis jüdischen Lebens”: auf dem Marktplatz stand der ”Prinzregent-Luitpold-Brun-

nen”, der am 12.3.1911 Dank der Initiative und der sehr großzügigen finanziellen Beteiligung durch den seinerzeitigen Stadtrat Nathan Stern – Inhaber des Bankhauses Stern und Sohn – anlässlich des 90jährigen Geburtstages des bayerischen Regenten errichtet worden war. Die Tatsache, daß die Idee zu diesem Denkmal, das ja eigentlich ein



Der ”Prinzregent-Luitpold-Jubiläumsbrunnen” in Mellrichstadt

Foto: Schwierz



Gedenktafel für die Synagoge in Mellrichstadt

Zeichen bayerischen Patriotismus war, von einem Juden stammte reichte aus, daß sich in der "Kristallnacht" SA-Leute mit einer ganzen Anzahl von Sympathisanten über das "undeutsche" Bauwerk (das nachgewiesenermaßen bis in die letzte Einzelheit "guter deutscher Brunnenarchitektur" entsprach!) her machten und es vernichteten: noch heute wissen alte Einwohner darüber zu berichten, wie die Antisemiten das bayerische Wappentier zerstört haben.

Bis in die 80er Jahre gab es – außer dem Friedhof – in Mellrichstadt kaum noch etwas, was auf die Existenz von Juden am Ort hinwies. Das änderte sich im Jahre 1988, als an dem Gebäude Hauptstraße 60, das zum Teil auf den Grundmauern der einstigen Synagoge errichtet wurde und in dem jetzt die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank sowie die AOK Mellrichstadt untergebracht sind, eine Gedenktafel angebracht wurde. Sie erinnert mit folgenden Worten an die einstige Jüdische Gemeinde Mellrichstadt und an ihre Synagoge: "Ehemals stand hier an diesem Platz die Synagoge der jüdischen Kultusgemeinde Mellrichstadt. Haß und Willkür zerstörten im Jahre 1938 diese Kultstätte. Zur Erinnerung und zum Gedenken an unsere ehemaligen jüdischen Mitbürger und zur Ver-

söhnung über die Gräber hinaus möge diese Gedenktafel Mahnung sein. Mellrichstadt, im Jahre 1988."

In den nun folgenden Jahren wuchs in einem Teil der Bevölkerung das Interesse an der jüdischen Geschichte ihrer Stadt, nicht zuletzt Dank der Aktivitäten von Dr. Heinrich Wagner, Studiendirektor am Gymnasium Mellrichstadt, der mit seinen Schülern nicht nur Friedhofsbesichtigungen durchführte, sondern auch eine Ausstellung mit dem Thema "Jüdische Gemeinde in Mellrichstadt" arrangierte und eine kleine Broschüre erarbeiten ließ.

Im Sommer 1992 wurde nun – 54 Jahre nach der Zerstörung – dank der Initiative von Oberstleutnant Peter Dankert, dessen Aktion "Mellrichstadt um 1900" den Brunnen wieder ins Bewußtsein gerückt hatte, aber auch dank des Einsatzes von Bürgermeister Herbig – als "klares Zeichen der Mahnung und der Erinnerung" auf seinem alten Standort auf dem Marktplatz der Stadt der "Prinzregent-Luitpold-Jubiläumsbrunnen" ohne große Zeremonie wieder aufgestellt. Original waren noch die zweistufige Grundplatte, die beiden Seitentröge, die Sitzfläche, eine Seitenwange der Frontbank, der Sockel und die verzierte Basis der Säule sowie die Säule selbst: die Steinbank, die Untersockel der Tröge, die Treppen und das kleine Becken auf der Rückseite waren – genauso wie der Löwe, der in seinen Pranken das bayerische Rautenwappen hält – von Steinmetzmeister Herbert Zimmer nach alten Photographien möglichst originalgetreu nachgebildet worden, eine sehr anspruchsvolle Arbeit. Auch die Bronzeplakette mit der Widmungsinschrift wurde neu erstellt: das Flachrelief mit dem Konterfei des Prinzregenten ist wieder an der Brunnsäule zu bewundern.

So gibt es seit Mitte der 80er Jahre in Mellrichstadt wieder Orte, die an das einstige jüdische Leben hier erinnern: den heute wieder gut erhaltenen Friedhof südlich der Stadt, die Gedenktafel für die Synagoge und seit Mitte dieses Jahres nun den Brunnen, der seine Existenz eigentlich dem Ehrenbürger dieser Stadt, dem früheren jüdischen Stadtrat Nathan Stern, verdankt.

Israel Schwierz, Postf. 25 01 39, 8700 Würzburg

## Buttenheim – Heimat von Levi Strauss, dem Erfinder der "Jeans"

Kaum jemand, der auf der Autobahn Nürnberg-Bamberg an der Ausfahrt BUTTENHEIM vorbeifährt weiß, daß diese oberfränkische Gemeinde der Geburtsort des Erfinders der heute wohl am meisten gebrauchten Hosen – der JEANS – LEVI STRAUSS – ist.

Strauss erblickte am 26. Februar 1829 als Kind der Eheleute Rebecca und Hirsch Strauss in Buttenheim das Licht der Welt. Seine Eltern waren beileibe keine reichen Leute: der Vater – er starb 1845 – betrieb einen "Hausierhandel mit Schnittwaren". Nach seinem Tode wanderte Mutter Rebecca mit 3 Kindern – unter ihnen Levi – nach New York aus. Hier betrieb er zunächst mit seinen Brüdern ein Stoffgeschäft. Da dieses wohl nicht den erhofften Gewinn einbrachte verließ er 1853 die Stadt und siedelte nach San Francisco in Kalifornien um. Hier gelang ihm nun die große Erfindung: für seine Hauptkundschaft – die Goldgräber – ließ er von einem befreundeten Schneider aus kräftigem Segeltuch "Hosen" herstellen, die auch nach mehreren Tagen härtester Schürfarbeit noch wie richtige Hosen aussahen. Da das Segeltuch sich nicht gut vernähen ließ und die Nähte deshalb nicht schön aussahen brachte Strauss an den Nähten Nieten an: die "Nietenhosen" waren entstanden!

Die "Overalls", wie er seine Hosen selbst nannte, machten ihn zu seinem sehr reichen, hochangesehenen amerikanischen Industriellen, einem großen Mäzen, der 1902 in San Francisco starb.

Bis 1985 wußte niemand in Buttenheim, daß der Ort die Geburtsstadt des Erfinders der Jeans war; bis zu diesem Zeitpunkt meinten viele Leute, daß Strauss aus Bad Windsheim in Mittelfranken stamme.

Jetzt steht eindeutig fest, daß LEVI STRAUSS in BUTTENHEIM geboren worden ist. Sein Geburtshaus existiert heute noch: es wurde vor einigen Jahren von der



Das Geburtshaus von Levi Strauss  
Foto: Schwierz

Gemeinde Buttenheim erworben und wird gegenwärtig als Wohnhaus für sozial schwache Familien genutzt. Bis heute konnte der Plan – in dem Haus in der Marktstraße 33 ein "Levi-Strauss-Museum" einzurichten – noch nicht realisiert werden, da bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt kein geeigneter Wohnraum für die jetzigen Mieter gefunden werden konnte. Das ist bei der heutigen Wohnungsnot auch gar nicht angebracht. Eigentlich würde es schon ausreichen, wenn an dem Hause eine schlichte Gedenktafel an den berühmten jüdischen Bürger von Buttenheim erinnern würde.

Israel Schwierz, Postf. 25 01 39, 8700 Würzburg

## Carl Wilhelm Friedrich, Markgraf von Brandenburg-Ansbach (1712–1757) und Gunzenhausen

Im fränkischen Hohenzollernjahr 1992 mit dem offiziellen Jubiläumsthema der ersten urkundlichen Erwähnung eines Hohenzoller als Nürnberger Burggraf im Jahre 1192, gibt ein anderes Familienmitglied einen weiteren Anlaß, dieser berühmten europäischen Fürstendynastie zu gedenken: Carl Wilhelm Friedrich, Markgraf von Brandenburg-Ansbach, dessen Lebensdaten sich heuer mit seinem 280sten Geburts- und 235sten Sterbetag besonders jähren.

Dieser im Zeitalter des Absolutismus lebende und regierende Fürst, der für die Stadt Gunzenhausen eine große Rolle spielte, wird am 12. Mai 1712 in Ansbach geboren. Die Eltern, Markgraf Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach und die württembergische Prinzessin Christiane Charlotte haben noch zwei weitere Kinder, die jedoch früh sterben und so wächst der kleine Markgrafensohn alleine auf.

Pedantische und strenge Lehrer, darunter der spätere Gunzenhäuser Dekan Schulin, quälen den frühreifen und körperlich agilen Prinzen mit stumpfsinnigem Auswendiglernen, was durchaus den damaligen Lehrmethoden entspricht.

Im idyllisch gelegenen Waldschloß Bruckberg, wohin man den Wohnsitz des Thronerben verlegt hat um den ungestörten Unterricht fern vom Treiben des Hofes zu gewährleisten, entwickelt sich in der natürlichen Umgebung seine Jagdleidenschaft.

Zehnjährig tritt Carl Wilhelm Friedrich unter Vormundschaft der Mutter die Nachfolge im Fürstentum an. Seine Erziehung wird durch die obligatorischen Kavaliertouren ins Ausland vervollkommen und so besucht er zwischen 1725 und 1728 die Residenzen in Frankreich, Holland und Preußen.

Mit 17 Jahren heiratet der Markgraf im Mai 1729 die preußische Königstochter Friederike Luise und übernimmt sechs Monate später, nach Volljährigkeitserklärung und Tod



Carl Wilhelm Friedrich, Markgraf von Brandenburg-Ansbach (1712–1757)

der Mutter völlig die Regierung des 150.000 Untertanen umfassenden Fürstentums. Carl Wilhelm Friedrich führt das Land in eine politische, wirtschaftliche und kulturelle Blütezeit, doch die vielen verschiedenen Projekte verschlingen Geld, können mit den Staatsfinanzen nicht abgedeckt werden und so steigt die Schuldenlast auf 2,3 Millionen Reichthaler. Sehr kostenintensiv ist die größte Leidenschaft des Markgrafen, die Jagd, speziell die Falkenbeize, bei der er in einem Zeitraum von 25 Jahren ca. 34000 Stück Wild, darunter 4000 Reiher erlegt. Nahezu ein Zehntel der Landeseinnahmen werden für dieses Faible verausgabt; in erster Linie für das 51 Mann umfassende Falknereikorps, das größte seiner Art, welches je ein deutscher Reichsfürst unterhalten hat.

Den Gunzenhäuser Diakon und Rektor Johann Erhard Pacius beauftragt der Markgraf,

die vom hohenstaufischen Kaiser Friedrich II. im Mittelalter verfaßte Monographie 'De arte venandi cum avibus' ('Die Kunst mit Vögeln zu jagen') ins Deutsche zu übersetzen.

Bevorzugtes Jagdterrain Carl Wilhelm Friedrichs, ist das Gebiet um Gunzenhausen, wo 150 Brücken und Stege ein rasches Überqueren von Altmühl und Gräben ermöglichen. 1740 läßt er sogar das bei Unterwurm-bach stehende Hochgericht mit Galgen des Oberamtsbezirks Gunzenhausen abreißen, da es ihm bei seinen Parforcejagden stört.

Anläßlich seiner zahlreichen Aufenthalte in Gunzenhausen, bezieht CWF entweder im Oberamtshof (heute Rathaus) Wohnung, oder bedient sich des 1749 vor den Mauern der Stadt durch den bekannten Baumeister Johann David Steingruber errichteten Jagdschlößchens. Noch kurz vor seinem Tode, wird ein Saal im Obergeschoß mit 438 Fliesen aus der Fayence-Manufaktur Crailsheim ausgeschmückt, die vielfach Motive aus der

Falkenjagd zum Thema haben und in ihrer Art fast einzigartig in Deutschland sind.

Der Residenzcharakter Gunzenhausens entwickelt sich immer stärker durch die häufige Anwesenheit des Landesherren und Teile der markgräflichen Hofhaltung. Um den fürstlichen Bedürfnissen zu entsprechen, entstehen mit der Zeit, neben dem schon erwähnten Jagdschloß, verschiedene Bauwerke wie z. B. das Windhetzer-Haus, Pavillon Falkenlust, Milanen- und Reiherhaus, Fasanengarten u. a.

Die Scheune des Schwanenwirtes Guthmann in der Oberen Vorstadt, wird zum Komödienhaus umfunktioniert und steht so zur allerhöchsten Unterhaltung bereit. 1745 erwirbt die Landesregierung um 1200 Gulden das Palais der Familie Zocha (heute Heimatmuseum). Im sogenannten 'Gesandtenhaus' logieren in den folgenden Jahren zahlreiche Persönlichkeiten von Rang und Namen, die nach Gunzenhausen kommen, um den Markgrafen zu besuchen oder Verhandlungen mit ihm zu führen.



Das 1749 von Johann David Steingruber erbaute Jagdschlößchen (heute Haus des Gastes)



Im Gunzenhäuser Oberamtshof stirbt Carl Wilhelm Friedrich, Markgraf von Brandenburg-Ansbach am 3. August 1757

Unter den Einwohnern Gunzenhausens gab es sicherlich einzelne Personen, die durch die Hofhaltung zu Lohn und Brot kamen; mögen es Handwerker gewesen sein, die kleinere Aufträge erhielten oder Tagelöhner, die bestimmte Aufträge auszuführen hatten. Für die Stadt selbst, überwogen wahrscheinlich die Nachteile der fürstlichen Präsenz. Wie die Bürgermeisteramtsrechnungen von 1730 bis 1757 beredtes Zeugnis geben, waren die finanziellen Belastungen für den Stadtsäckel nicht unerheblich. So tauchen ständig Ausgaben für Botenlöhne, Verpflegung der wachhaltenden Bürger und Verköstigung der Hofleute bei verschiedenen Feierlichkeiten auf. Besonders negativ wirkt sich der Wunsch Carl Wilhelm Friedrichs aus, das damalige Rathaus, welches mitten auf dem Marktplatz steht, abzubauen, damit er das Exerzieren der Leibkompanie besser beobachten kann. Die Stadtväter lockt er mit der Zusage, die notwendigen Gelder für den Neubau bereitzustellen, doch bei diesem Versprechen bleibt es und die Stadtverwaltung muß sich

für lange Zeit mit provisorischen Räumen in angemieteten Häusern begnügen.

Außer dem hervorragenden Jagdgebiet, hat Gunzenhausen noch einen zweiten Anreiz für den Markgrafen. Ganz in der Nähe wohnt seine Geliebte Elisabeth Wünsch mit den vier gemeinsamen Kindern, zuerst in Georgenthal und später im Schloß zu Wald.

Die Ehe mit Friederike Louise, Schwester König Friedrich des Großen von Preußen, steht von Beginn an, auf Grund der völlig unterschiedlichen Charaktere unter einem denkbar schlechten Stern. Nach Geburt des Erbprinzen, zieht sich die Markgräfin nach Unterschwaningen zurück, während ihr Gemahl sein persönliches Liebesglück bei einfachen Mädchen aus dem Volk sucht und findet. Mit 'Madame' Wünsch und den zu Freiherren von Falkenhausen geadelten Kindern, schafft sich CWF einen Hauch familiärer Häuslichkeit, die erst gegen Ende seines Lebens durch die Leidenschaft zur Tochter des markgräflichen Fischmeisters von Oberreichenbach namens Margarete Dietlein getrübt wird.

In Gunzenhausen vollendet sich schließlich auch der Lebensweg Carl Wilhelm Friedrichs, Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. An den Folgen eines Schlaganfalles stirbt er am 3. August 1757 im Oberamts Hof.

Dekan Heinrich Schulin, Beichtvater des Regenten, hat dessen letzte Stunden in einem Augenzeugenbericht festgehalten: '... nachdem Serenissimus einige Tage zuvor, sonderlich am 2. August nachts zwischen 12 und 1 Uhr von sehr heftigem Stickschusten befallen worden war, so wurde ich durch einen Lakai an das Krankenlager gerufen. Bei meinem Eintritt in die Garderobe fand ich alle Anwesenden in höchstem Grade konsterniert. Als ich in das Zimmer zu Serenissimus gerufen wurde und an dessen Krankenlager trat, sprach höchst derselbe – Gott hat mich mit einer schweren Krankheit heimgesucht. Ich bin ein großer Sünder und erkenne und bereue herzlich – Ich (Schulin) trat dann näher zu dem Kranken hin und suchte ihn in den geäußerten Gedanken zu erhalten. Zu der im Krankenzimmer befindlichen Margarete Dietlein sagte ich, sie möchte sich hier wegbegeben. Dem Kranken gegenüber setzte ich meinen

geistlichen Zuspruch fort, dem er mit voller Aufmerksamkeit und Andacht zuhörte. Nachdem die Ärzte dazu gekommen waren und Serenissimus einige Medikamente eingegeben hatten, trat ich auf die Seite um dem Kranken Zeit zum Nachdenken zu lassen. Sodann hat er mir anbefohlen, was ich der Markgräfin und dem Erbprinzen ausrichten soll. Nach der Beichte erteilte ich dem Bußfertigen die Absolution und gab ihm im Anschluß das heilige Abendmahl. Tags darauf verschied er'.

Die letzte Reise des Fürsten führt ihn aus seinem geliebten Gunzenhausen nach Ansbach, wo er am 5. August in der Markgrafen-gruft von St. Johannis beigesetzt wird. Der Nachfolger, Markgraf Alexander, hegt für Gunzenhausen kein großes Interesse und ordnet deshalb die Auflösung der dortigen Hofhaltung an.

Nachdem sie sich, nicht zu Unrecht fast dreißig Jahre als Residenz fühlen durften, kehrte wieder beschauliche Ruhe in die fränkische Kleinstadt zurück.

Werner Mühlhäußer, Stadtarchiv Gunzenhausen, Marktplatz 23, 8820 Gunzenhausen

---

## Frankenbund intern

### 2 Schatzmeister der Gruppe Nürnberg-Erlangen konnten "runde" Geburtstage feiern

Die Gruppe Nürnberg-Erlangen konnte zwei bewährten Vorstandsmitgliedern, die das so wichtige Amt des Schatzmeisters innehatten bzw. innehaben, zu besonderen Geburtstagen gratulieren:

**Geo Michael Müller** ist am 26. November vergangenen Jahres 85 Jahre alt geworden, und wir freuen uns mit ihm und seiner Familie, daß er diesen Tag im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte feiern konnte.

Geo Müller gehörte zu der kleinen Schar der Nürnberger Frankenfreunde, die schon vor der "Ära Scherzer" dem Frankenbund verbunden waren. Er war schon 1957 Mitglied geworden. Mit der Wahl Conrad Scherzers zum Vorsitzenden 1959 übernahm er neben dem Amt des Schatzmeisters auch vielfältige organisatorische Aufgaben. Für den Gesamtbund war er z. B. an der Neufassung der Satzung beteiligt. Immer wenn es nötig war, war



Geo Michael Müller

er mit Rat und Tat zur Stelle, was wir besonders schätzen lernten, als ein Nachfolger für die beiden so plötzlich verstorbenen Vorsitzenden der Gruppe, Conrad Scherzer und



Herbert Hackbarth

Artur Kreiner, gefunden werden mußte. Die Nürnberger Bundesfreunde und darüber hinaus alle Frankenbündler wünschen unserem Geo Müller noch viele Jahre in Gesundheit.

Als Geo Müller Mitte der 60er Jahre aus beruflichen Gründen seine Tätigkeit für den Frankenbund einschränken mußte, überredete er seinen Mitarbeiter in seinem Betrieb, Herrn **Herbert Hackbarth**, für uns als Kassenwart tätig zu werden. 1969 wurde er Mitglied und zunächst 2. Schatzmeister, einige Zeit später 1. Schatzmeister. Daß Herbert Hackbarth am 16. Januar seinen 70. Geburtstag feiern konnte, das wird wohl niemand, der ihn kennt, glauben. Er ist nicht nur ein akribisch genauer Verwalter der Finanzen unserer Gruppe, der sich freut, daß er auch das letzte Mitglied zur Beitragszahlung bringt, und der sorgfältig darauf achtet, daß jede Einsparungsmöglichkeit wahrgenommen wird. Er ist darüber hinaus ein Organisator besonderer Art: daß bei unseren Fahrten alle Teilnehmer immer überpünktlich sind (was bei Neulingen und Außenstehenden oft Erstaunen auslöst), ist seiner langjährigen "Erziehungsarbeit" zu verdanken. Darüber hinaus ist er unentbehrlich bei vielen Vorausfahrten für unsere Exkursionen und bei der organisatorischen Vorbereitung von Veranstaltungen. Ein Bundestag oder eine Bundesbeiratssitzung ohne unseren Herrn Hackbarth ist eigentlich nicht denkbar. So können wir nur hoffen, daß ihm seine gute Gesundheit und Schaffenskraft noch recht lange auch für uns im Frankenbund erhalten bleiben. H. Wörlein

### Auszeichnung für Gunter Ullrich

Der Maler und Graphiker Gunter Ullrich, 1. Vorsitzender der Gruppe Aschaffenburg des Frankenbundes, wurde am 29. 11. 92 mit der Verleihung eines Anerkennungspreises der Bayerischen Volksstiftung im Cuvillies-Theater München geehrt.

In der Begründung führt die Bayer. Volksstiftung aus, daß Ullrich nicht nur durch sein Werk, sondern auch durch den Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit für das kulturelle Leben in Bayern Hervorragendes geleistet hat.



Die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik erhielt Bundesschatzmeister Friedrich Pommerening (links) vom Würzburger Oberbürgermeister Jürgen Weber (rechts)

## Auszeichnung für Friedrich Pommerening

Aus der Hand von Oberbürgermeister Jürgen Weber (Würzburg) erhielt unser Bundesschatzmeister Friedrich Pommerening am 15. 12. 1992 die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Friedrich Pommerening war von 1965 bis 1973 ehrenamtlicher Richter beim Sozialgericht Würzburg. Er war von 1969 bis 1988 Vorsitzender des Meisterprüfungsausschusses für das Kraftfahrzeugmechaniker-Handwerk und stellvertretender Vorsitzender des Meisterprüfungsausschusses für das Kraftfahrzeugelektriker-Handwerk bei der Handwerkskammer für Unterfranken. Er hat sich, so Oberbürgermeister Weber in seiner Laudatio,

in diesen 20 Jahren in besonderer Art und Weise für das Handwerk engagiert und sein Können und Wissen der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt. Aufgrund seiner Tatkraft und seiner uneingeschränkten Einsatzmöglichkeit seien viele gute Nachwuchskräfte aufgebaut worden, die heute im öffentlichen Leben wie auch in der Handwerksorganisation in verantwortungsvollen Positionen arbeiten. Als Schatzmeister des Frankenbundes engagiert sich Friedrich Pommerening seit Mai 1959 für die fränkische Landeskultur. Für die Firma Kolben-Seeger Frankfurt war er 40 Jahre als leitender Angestellter in der Zweigniederlassung Kassel (1938 bis 1954) und Würzburg (1955 bis 1978) tätig.

**Stadtjubiläum als Zukunftsinvestition:** Unter dem Namen "Baierute" tauchte 1194 der Name der Stadt Bayreuth erstmals in einer Urkunde auf. Das 800jährige Jubiläum der jungen oberfränkischen Universitätsstadt ist jetzt der Anlaß für zahlreiche Planungen im Jubeljahr 1994, deren Realisierung mit rund 1,5 Millionen Mark beziffert wird. Neben einer Reihe von Druckerzeugnissen – dazu gehören eine neue, umfassende Bayreuther Stadtgeschichte und ein auflagenstarkes Stadtmagazin – erwartet Bürger und Gäste ein wahrer Reigen von Festivitäten: Den Beginn macht am 6. Januar 1994 ein Festakt im Markgräflichen Opernhaus, der vom Orchester der Bayreuther Festspiele umrahmt wird. Vom 2. bis 15. Mai soll es in der Wagnerstadt ein Mozartfest geben, bei dem die Bayerische Staatsoper auftreten wird. Im August sind dann Chor und Orchester vom Grünen Hügel gemeinsam zu hören. Ein Festival der Nationen soll zu einem noch nicht bekannten Zeitpunkt musikalische Stilrichtungen aus möglichst vielen Ländern präsentieren. Während renommierte Künstler zum Projekt "Kunst auf der Straße" gebeten werden, Litfaßsäulen und andere Flächen zu gestalten, wird das Neue Rathaus zum Schauplatz einer Ausstellung, bei der fränkische Künstler das Thema Bayreuth aufgreifen sollen. Ein Bürgerfest rund um die Stadtkirche und auf dem Kirchplatz soll die Bayreuther mit Handwerkern, Stadtpfeifern, Musikanten, Gauklern und Landsknechten zusammenführen. Bayreuths Oberbürgermeister Dieter Mronz hat übrigens angekündigt, daß bis zum Ende des Jubeljahres die Pflanzaktion von 73000 Bäumen abgeschlossen sein wird – für jeden Einwohner einer. Weitere Informationen: Verkehrsverein Bayreuth, Luitpoldplatz 9, 8580 Bayreuth, Telefon 09 21/8 85 88. FR 470

**Walter Tausendpfund Ehrenmitglied der Fränkischen Mundart-Theater-Bewegung:** Fränkische Mundart-Theaterbewegung – heuer zehn Jahre jung – hat schon ihr erstes Ehrenmitglied. Der Pegnitzer Oberstudienrat Walter Tausendpfund wurde bei der jüngsten Versammlung des Vereins Arbeitsgemeinschaft Mundart-Theater Franken zum Ehrenmitglied ernannt. Der Vorsitzende der Fränkischen Mundart-Theater-Bewegung, Franz Och, würdigte bei dem Festakt im alten Wirtssaal des Gasthofs "Zur Krone" im fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim Tausendpfund als einen engagierten Franken, ohne dessen



Das Foto zeigt den Vorsitzenden Franz Och bei der Überreichung der Ehrenurkunde an Walter Tausendpfund

Einsatz die fränkische Mundart im Volkstheater nicht den Rang einnehme, wie es heute schon wieder der Fall sei.

Vorsitzender und Gründer Och bezeichnete Tausendpfund als den Experten, Theaterfachmann und Pädagogen, Autor, Spielleiter und Spieler, der für die fränkischen Mundart-Theatergruppen sich verdient gemacht habe. Aus dem Verdienstkatalog um die fränkische Theatersache zitierte zugunsten von Tausendpfund Ochs:

Aufklärungsversammlungen im ganzen Franken – Hohenlohefranken, Unterfranken, Mittelfranken und Oberfranken –, zehn Fränkische Laienspieltage, die Erfassung der fränkischen Theaterstücke, die Herausgabe eines Theaterbriefes, Autorenwettbewerbe und Kontakte zu den Medien. Ein ganz besonderes Anliegen des Schul- und Theatermannes Tausendpfund sei gewesen die Förderung der Theaterarbeit in den Schulen, in der Jugend allgemein und auch in der Fränkischen Schweiz und in Oberfranken.

**Heimatkundliche Streifzüge; Heft 11 liegt vor:**

Schon zum elften Male präsentiert der Landkreis Roth nunmehr seine Schriftenreihe "Heimatkundliche Streifzüge", in der von Heimatforschern und heimatkundlich Interessierten über historische Ereignisse des Landkreises berichtet wird. Die vor wenigen Tagen erschienene Ausgabe deckt mit ihren Beiträgen wieder die große Vielfalt der Heimatkunde ab.

Auch die elfte Ausgabe der Heimatkundlichen Streifzüge spannt wieder den Bogen von der Kunstgeschichte bis zur Entwicklung der heutigen Kulturlandschaft.

Sie umfaßt 88 Seiten und ist zum Preis von 6,- DM im Buchhandel und beim Landratsamt Roth, Kultur und Fremdenverkehr, Weinbergweg 1, 8542 Roth, Tel. 09171/813 29 und unter ISSN Nummer 0724-1100 erhältlich. Eine Lektüre, die sicher für Heimatkundler und Bürger, aber auch für die Freunde des Landkreises Roth gleichermaßen interessant sein dürfte.

#### **Städt. Galerie Würzburg - Ausstellungen:**

31. 1. 1993 bis 21. 3. 1993: "Jenseits des Bildes", Adolf Luther und seine Freunde (Werke aus der Luther-Stiftung, Krefeld).

28. 3. 1993 bis 23. 5. 1993: Martin Weimar (lebende Rauminstallationen)

**60 Jahre Passionsspiele Sömmersdorf:** In dem kleinen unterfränkischen Dorf Sömmersdorf bei Schweinfurt finden vom 20. Juni bis 5. September 1993 die Fränkischen Passionsspiele statt. An zwölf Sonntagen und vier Samstagen werden auf einer Freilichtbühne 20 Szenen aus dem Leidensweg von Jesu - über den Einzug von Jerusalem bis zur Auferstehung - gezeigt.

Der Text des Passionsspiels ist einfach und volkstümlich und hält sich weitgehend an die Worte der Heiligen Schrift. Alle 350 Mitwirkenden - mehr als die Hälfte der Ortsbewohner - sind Dörfner.

Die Fränkischen Passionsspiele können heuer auf ein 60jähriges Bestehen zurückblicken. Die Schirmherrschaft hat zum dritten Male der Bischof von Würzburg, Dr. Paul-Werner Scheele, wie auch 1988 übernommen.

In den Jahren 1933/34 wurde dieses Passionsspiel erstmals unter der Leitung des damaligen Ortslehrers Guido Halbig aufgeführt. Es fand gute Aufnahme, wurde aber durch die damaligen braunen Machthaber verboten.

Nach dem Kriege, im Jahre 1956, entschlossen sich die Sömmersdorfer, das Passionsspiel wieder aufleben zu lassen. Voller Tatkraft ging man daran, im Gemeindewald am Ortsrand eine 30 Meter breite Freilichtbühne mit einem Zuschauerraum für etwa 2000 Besucher zu errichten.

Nach dem erfolgreichen Passionsspieljahr 1957 folgten weitere Aufführungen in den Jahren 1958, 1961, 1967 und 1968. Seit 1973 wird die Leidensgeschichte Jesu im fünfjährigen Spielrhythmus dargestellt. Der zunächst provisorische Bühnenaufbau wurde 1967 durch ein massives Bühnenhaus ersetzt.

1980 entstand in Gemeinschaftsarbeit mit den örtlichen Vereinen ein Theatersaal - die Münsterhalle. Sie bietet die Möglichkeit während der fünfjährigen Spielpause Zimmertheater aufzuführen und dabei Spieltalente zu entdecken und zu fördern.

Seit 1988 wurde ein großer Teil des Zuschauer- raumes mit Schalensitzen ausgestattet und eine Schirmüberdachung errichtet, sodaß alle Sitz- plätze sonnen- und größtenteils auch regen- geschützt sind.

Nach 50jähriger Regie des im Februar 1988 ver- storbenen Ehrenmitglieds Guido Halbig übernahm für das Spieljahr 1988 der aus dem Elsaß stam- mende Schauspielpädagoge und Regisseur Prof. Paul Sonnendrücker die Spielleitung.

Durch den Einbau neuer Spielszenen erfuhr das Sömmersdorfer Passionsspiel eine weitere drama- tische Bereicherung.

Auch im Jahre 1993 liegt die Spielleitung wieder in den Händen von Prof. Sonnendrücker und seiner Assistentin Barbara Zorn.

Die bisherigen Aufführungen der Fränkischen Passionsspiele in Sömmersdorf wurden von über 170 000 Zuschauern aus Nordbayern und den an- grenzenden Bundesländer besucht. Bischof Paul- Werner Scheele nennt die Fränkischen Passions- spiele in Sömmersdorf "eine Form der Verkündi- gung, die nicht von einzelnen, sondern von allen getragen wird".

Auskunft erteilen die "Fränkische Passionsspiele Sömmersdorf". Telefon 097 26/38 68. 1. Vorsit- zender Robert Seemann.

Kartenvorbestellungen und Kauf ist ab 1. März 1993 in der Geschäftsstelle, Zinnstraße (Kinder- garten), 8721 Sömmersdorf, Telefon 097 26/ 26 26 möglich.

Aufführungstermine 1993. Zwölf Sonntage - Be- ginn 14.30 bis 18 Uhr. 20. und 27. Juni, 4., 11., 18. und 25. Juli; 1., 8., 15., 22. und 29. August sowie Sonntag, 5. September.

Es sind auch vier Samstags-Abend-Vorstellungen heuer erstmals programmiert: Beginn jeweils 20 Uhr und Ende gegen 23.30 Uhr. Die Juli-Sam- stags-Termine sind am 24. und 31. des siebenten Monats und im August sind die weiteren Samstag- Nachtaufführungen am 7. und 14. Tag des Monats. Die Sömmersdorfer spielen "ihr Passionsspiel" aus religiöser Überzeugung ohne Geschäftsrum- mel. Ja, gerade die gastronomischen Vorausset- zungen könnten optimaler sein. Franz Oeh

Israel Schwierz: **Steinerne Zeugnisse jüdischen Lebens in Bayern**. 2. vollständig überarbeitete Auflage, 16,5 x 23,5 cm. 368 Seiten, laminiertes Pappband, DM 49,-.

Vier Jahre sind vergangen, seit der Verfasser die 1. Ausgabe seiner Dokumentation über das jüdische Leben in Bayern vorlegte. Es hat seinerzeit großen Anklang gefunden und ein breites Echo ausgelöst. Positive, aber auch kritische Zuschriften erreichten den Verfasser, wie er im Vorwort zur 2. Auflage bemerkt.

Vor uns liegt ein Buch, das mich zunächst nachschauen läßt, was unter dem Ortsnamen "Würzburg" zu lesen steht; denn hier ist der Verfasser, wie auch der Rezensent zuhause. Mit großer Liebe und Sorgfalt hat der Verfasser "Steinerne Zeugnisse" gesucht und sie dokumentiert. Ist einmal erst so die Neugier geweckt, fängt man an, andere Orte, die einem bekannt und vertraut sind, aus sämtlichen Regierungsbezirken Bayerns nachzuschlagen. Erstaunt stößt man auf Dinge, die einem noch völlig unbekannt waren. So bildet den Schwerpunkt dieses Buches der Teil mit der Überschrift: "Fundorte aller Zeugnisse jüdischer Vergangenheit in Bayern". Dem angefügt ist ein "Gesamtverzeichnis der Fundorte im Freistaat Bayern". Im Anhang werden die wichtigsten hebräischen Fachausdrücke erklärt. Das Buch ist für alle, die an der Erziehung der kommenden Generation mitwirken, eine Fundgrube für jüdisches Leben vergangener Zeiten. Man kann dieses Buch nach der Lektüre nur mit Betroffenheit aus der Hand legen, weil einem bewußt wird, welche bedeutende Rolle einmal jüdische Gemeinden mit ihren Gliedern und jüdisches Leben bei uns gespielt haben.

Dem Verfasser und der Bayer. Landeszentrale für politische Bildungsarbeit mit der Bayer. Verlagsanstalt Bamberg gebührt deshalb Dank und Anerkennung, daß mit diesem Buch ein wesentlicher Beitrag gegen jegliche Form von Antisemitismus geleistet wird.

K. W. Wagner

Robert Leyh und Reinhard Bruckner: **Die Frauenkirche zu Nürnberg**, 1992, Verlag Schnell und Steiner, München Zürich, Reihe der "Großen Kunstführer" Nr. 167 ISBN: 3-7954-0721-4. Preis: DM 24,80.

Das Umschlagbild zeigt sie wieder, doch die hellen Mauersteine künden von den Wunden, die der Krieg usw. geschlagen hatte. Auf Seite 13 ist

dieses erschreckende Bild von 1945 zu sehen und 1948, da sind die Kräne bereits an St. Sebald zu sehen und der Umkreis der Frauenkirche ist "aufgeräumt". Bretterzäune deuten den Arbeitsplatz zur Wiederherstellung an. Mir wird das Bild von der Burg zu Nürnberg nach meiner Rückkehr aus Krieg und Gefangenschaft im März 1949 auf die Altstadt Nürnberg und darüber hinaus unvergessen bleiben. Der Wiederaufbau begann sofort nach Kriegsende und am Himmelfahrtstag 1953 fand die Einweihung statt. Die Gesamtrestaurierung unter Pfarrer Veit Höfner dauerte von 1983 bis 1991. Von dieser "Frauenkirche" handelt der neue Kunstführer. Auf 56 Seiten haben die beiden Verfasser, Robert Leyh für den Text, Reinhard Bruckner für die Fotos zuständig, ein Prachtwerk geschaffen, das wohl alles irgendwie Wesentliche bringt. Sie beginnen mit der Geschichte der Kirche, mit der Bedeutung von Architektur und Ausstattung, kommen zur Baugeschichte, der Erbauungszeit, der Zeit der Reformation, der Übernahme der Kirche für die neue Glaubenslehre, dann die Rekatholisierung und Erhebung zur ersten katholischen Pfarrkirche ab 1810. Auch im 19. Jhd. gab es Renovierungen, Abbildungen dafür gibt es im Buch, es folgt der Wiederaufbau nach dem 2. Weltkrieg und nunmehr die schon erwähnte Gesamtrenovierung. — Eine Führung erläutert die städtebauliche Situation, die Aufrisse, den Außenbau, die Vorhalle, den Michaelschor den Kirchenraum. Damit haben wir die Positionen von S. 19 bis S. 28 genannt. Es folgt die Ausstattung mit Tucheraltar, Glasmalereien, figürlicher Plastik, den gemalten Epitaphien, den Werken Adam Krafts und den Totenschilden. Eine den "Erfordernissen" der Liturgiereform folgende Neuerung ist, wie in fast allen Pfarrkirchen usw. der sogenannte "Zelebationsaltar", der hier zugegebenermaßen eine gelungene Verbindung zwischen Chorraum und Kirchenschiff darstellt, so die Gottesdienstfeier mit Richtung zum Volk ermöglicht. (Was hier gelungen ist, hat anderswärts oft zum Einzwängen von allen möglichen "Volksaltären" zwischen einstigem "Hochaltar" und Bankreihen geführt.) Es würde zu weit führen, wollte man hier alle Einzelheiten wenigstens aufzählen. Dieser Kunstführer bleibt dabei nicht stehen.

Es sind wichtige Kapitel, die sich mit der "Situation der Frauenkirche im Mittelalter" beschäftigen und besondere Hinweise zu Auftraggeber, Kaiser Karl IV., die Reichskleinodien, die Heil-

tumsweisung, das Judenpogrom und die "Goldene Bulle" zur Wahl des Kaisers durch die Kurfürsten. Zur Frage, wer denn der Baumeister war, ob wirklich Peter Parler, kann keine endgültige Antwort gegeben werden. Mir scheint, die Ausführungen sind schlüssig. Auf der vorderen Innenseite ist der Grundriß gezeichnet, eine Legende erläutert auf der rückwärtigen Umschlagseite folgende Schemata der Glasfenster und ein tabellarischer Geschichtsüberblick zwischen 1349 und 1991.

Dieser Band ist reich bebildert. Neben geschickt gewählten und aussagekräftigen Stichen und Abbildungen von Gemälden enthält der Band wirklich prachtvolle Farbaufnahmen, die zu betrachten beinahe die Anschauung der Originale ersetzt. Aber nur beinahe. Mit dem Druck und der Fertigung dieser Arbeit hat der Verlag wieder einmal mehr seine große Leistungsfähigkeit gezeigt. Die Pfarrkirche Unserer Lieben Frau hat hier eine Beschreibung erfahren, die höchste Auszeichnung verdient. Es hat sich rentiert, wenn wir alle etwas warten mußten. Dem Pfarrherrn sei für sein Geleitwort gedankt: "Die Frauenkirche, mit ihrer Vorgeschichte Höhen und Abgründe menschlichen Tuns verkörpernd, weist über sich selbst hinaus auf das Geheimnis hin, das uns alle umfängt, nämlich Gott. Sie läßt uns auch etwas spüren von dem Geborgensein in Gott. In dieser Kirche ist man zu Hause."

Ein leidiges Kapitel wäre noch anzufügen: ob alle Besucher wissen, wie man sich darin benimmt?

M. Schl.

Raab, Hans (Fotografie); Widmann, Werner A. (Text): **Fränkische + Schwäbische Rezat**. Leutershausen: Majer, 1989. ISBN 3-922 175-28-7.

Schlund, Hans H. (Text); Selz, Klaus (Illustrationen): **Fränkische + Schwäbische Rezat – Sagen und Legenden**. Leutershausen: Majer, 1989. ISBN 3-922 175-29-5.

Scherb, Lore: **Allerwal groodaus**. Leutershausen: Majer, 1989. ISBN 3-922 175-30-9.

Mit den beiden Bänden über die Fränkische + Schwäbische Rezat hat der Majer-Verlag eine echte Marktlücke geschlossen. Beide Flüsse sind verhältnismäßig unbekannt. Dabei jährt sich 1993 der vor dann 1.200 Jahren fehlgeschlagene Versuch Karl des Großen, über die Schwäbische Rezat eine Wasserverbindung vom Rhein/Main zur Donau zu schaffen. Namen wie die der ehemaligen Reichsstadt Weißenburg, der Residenz-

stadt Ansbach, Deutschordensstadt Ellingen oder Spalt als vorgeschobener Posten des Hochstifts Eichstätt lassen sofort erkennen, welche historisch bedeutsamen Flußlandschaften sich bei Georgensmünd/Petersgmünd zur Rednitz vereinigen, um dann bei Fürth zusammen mit der Pegnitz die Regnitz zu bilden.

Dies alles wird durch hervorragendes Bildmaterial und Text zu einem Werk vereinigt, das sich gut als Geschenk eignet. Dasselbe gilt für die Sagen und Legenden aus diesem Raum, die Hans Hermann Schlund in mühevoller "Feldarbeit" zusammengetragen hat. Beide Bücher werden zudem durch ein Ortsregister erschlossen.

Die Mundartreihe "Fränkisch gredd", die sich mit Recht großer Beliebtheit erfreut, hat mit den altmühlfränkischen (westmittelfränkischen) Gedichten von Lore Scherb eine wertvolle Fortsetzung erfahren.

gwz

Lobe Jochen: **Deutschlandschaften**, 60 Gedichte 1977–1991, Delp'sche Verlagsbuchhandlung, München/Windsheim, Broschur DM 9,80, ISBN: 3-7689-0251-x

Aus der Reihe "texte zur zeit" sind bisher 13 Veröffentlichungen bekannt geworden. Auch dieser Band des Bayreuther Gymnasiallehrers fügt sich der Aufgabe ein, die Zeit in ihren verschiedenen Erscheinungsformen mit besonderen Wortfügungen einzufangen und darüber etwas auszusagen. Damit sind diese Gedichte Meinung, Stellungnahme, Deutung, auch Belehrung, auch Einblick in die Person des Schreibenden. Es wäre völlig ungerecht, mit ihm über seine Arbeit streiten zu wollen. Er hat die hohe Fähigkeit, sich präzis auszudrücken und damit seine Aussageabsicht möglichst genau festzuhalten. Obwohl diese Art zu dichten tausendmal zu gesehen scheint, auch hier ist ein persönlicher Ton zu erkennen. Nichts ist Klischee. Manchmal muß man sich aber etwas mühevoll einen Kontext erstellen, um Aussagen einzuordnen und verstehen zu können. Ich habe eine Auswahl auf Tonband gesprochen, abgewechselt im Ton, in der Geschwindigkeit, manches Gedicht auf verschiedene Art interpretiert. Das Ergebnis war eine entschieden bessere Deutung, Verdeutlichung. Es handelt sich nicht nur um Schriftzeichen, sondern um eine Einheit von Zeichen und Aussage. Manchmal macht es Lobe dem Leser schon schwer. Bei der Erinnerung an Inge Drewitz müßte man halt ihre Arbeiten erst kennen. So wird manches Gedicht zum Arbeitsauftrag. Die Beschäftigung mit diesen

"Deutschlandschaften" war insgesamt recht ergiebig, auch wenn es, wie ich meine, nicht nur kleine Deutschlands gibt, wie im Leitwort steht. Irgendwie ja, aber doch nicht nur. Dieser Gedichtband fügt sich angenehm auffallend in die längere Reihe der Arbeiten Jochen Lobes ein. Die Umschlaggestaltung ist nicht besonders originell: Kopf des Bamberger Reiters mit Briefklammer an der Nase? – Wir möchten hoffen, daß Liebe weiterhin so kritisch Tagebuch führen möge. Das Herausgeberpaar heißt Inge Meidinger-Geise und Wolf Peter Schnetz. Dem Hause wohl bekannt.

M. Schl.

Max-Reiner Uhrig: **"Friedrich Rückert und das Judentum"**. Sonderdruck aus RÜCKERT-STUDIEN Band VI Jahrbuch der Rückert-Gesellschaft e.V. 1991/92. In Kommission bei Ergon-Verlag. Würzburg 1992.

"Friedrich Rückert und das Judentum" – unter diesem Thema beleuchtete der Studiendirektor am Walter-Rathenau-Gymnasium Dr. Max-Rainer Uhrig bereits im Mai 1991 die Haltung von Rückert zum Judentum. Jetzt erschien der damalige Vortrag als Sonderdruck aus den Rückert-Studien im Band VI des Jahrbuches der Rückert-Gesellschaft e.V., deren Mitglied Dr. Uhrig bereits seit 1968 ist. Am Anfang seiner Arbeit läßt der Verfasser den Leser wissen, daß Rückerts Bild vom Judentum vor dem Hintergrund der damaligen Zeit gesehen werden müsse; Rückert dürfe nicht allein nach unseren heutigen Maßstäben beurteilt werden.

In seiner Jugend sei Rückert fast ausschließlich mit dem überwiegend armen Landjudentum seiner unterfränkischen Heimat in Berührung gekommen; in seiner kleinbürgerlichen Umgebung war antisemitische Haltung geradezu die Regel. Daher sind in mehreren seiner Gedichte klischeehafte Schilderungen von Juden zu finden. Bereits gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts kam es wegen dieser Darstellung von Juden in einigen Gedichten mehrfach zu massiver Kritik am Dichter. Seine Reaktion war fast verblüffend: Er meinte, es sei nicht seine Absicht gewesen, die Juden herabzusetzen und er sei sich "... eines solchen Unverständes bis dato nicht bewußt ..." gewesen.

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen meint Dr. Uhrig, daß sich Rückert sowohl der kulturellen Leistungen der Juden als auch ihrer schlechten Stellung innerhalb der Gesellschaft seines Jahrhunderts durchaus bewußt war. Da er jedoch sehr stark deutsch-national eingestellt war sah er alles, was ihm fremd war, als feindselig an. Dies galt fol-

gerichtig auch für die Juden als nicht typische (da nicht christliche!) deutsche Gruppe. Dies belegt Uhrig sehr anschaulich anhand von Beispielen aus den Werken des Dichters. Damals wurde die Zahl der Juden, die gebildet war und die, sich ganz als Deutsche fühlend, ihrer christlichen Umgebung fast ganz angepaßt war, immer größer. Mit den Vertretern dieses "emanzipierten" Judentums hatte Rückert ein sehr gutes persönliches Verhältnis. Dr. Uhrig belegt anschaulich, daß Rückert den Übergang von der gettoartigen Geschlossenheit des Landjudentums in Franken zu einer Schicht gebildeter, emanzipierter Juden wohl miterlebt habe, daß es ihm aber wohl doch nicht ganz möglich war, die Klischees seiner kleinbürgerlichen Herkunft ganz abzustreifen, obwohl ein ernstes Bemühen um eine – wenigstens zeitweise – objektive Beurteilung des Judentums zu erkennen ist. Der Aufsatz von Dr. Uhrig ist als ein ehrliches Bemühen anzusehen, das Verhältnis zwischen Friedrich Rückert und dem Judentum anhand ausgewählter Beispiele aus den Werken des Dichters mit größtmöglicher Objektivität darzustellen.

Israel Schwierz

Stöblein Doris: **Funkenflüge**, Gedichte. Hohener Druck- und Verlagshaus, Gerabronn und Crailsheim, 1992. ISBN: 3-87354-210-3, DM 16,80

Zwei Bemerkungen gleich am Anfang, der Umschlag ist kein Funkenflug, die Zeichnungen der Verfasserin sind mir unverständlich. Aber entscheidend sind ja wohl die Gedichte, die nach Inhaltsgruppen zusammengefaßt werden: Begegnungen – Sendboten – Fragezeichen – Heimische Gegenden – Mythologische Gefilde – Spiegelbilder – Mitgeschöpfe – Sati(e)risches. Nach Christa Schmidt, die ein Nachwort geschrieben hat, läßt der Titel "Funkenflüge" erahnen, was den Leser erwartet, ein knisterndes Feuerwerk der Gedanken und Bilder, teils voller Lebensfreude, teils aber auch gekennzeichnet vom dunkeln Glanz des Ernstes und des Grübelns... Recht hat Frau Schmidt, tüchtiger Umgang mit den Worten ist zu erkennen, treffender Worthieb an dieser, genaueste Fixierung an anderer Stelle, berechnender Zugriff Britting'scher Art und zeichnerische Genauigkeit, um die Ausgangslage für eine pointierte Aussage zu machen. Aber kein Zeichenstrich zu viel. Möglicherweise steckt darin doch ein bißchen jene Absicht, es den anderen schon zu sagen, was sie noch nicht wissen. Und trotzdem sind diese Arbeiten voll

Milde, manchmal von einer Weichheit, die man nicht erwartet. Diese "Funkenflüge" sind wohl kaum durch einen Schmiedeschlag entstanden, sind eruptive immer wieder aufsprühende Funken aus einem nunmehr doch schon ein längeres Leben schwelendes Feuer. Es mag schlecht klingen, wenn ich sage, daß dahinter vielleicht eine oft wehtuende Lebenserfahrung stecken könnte. Ich weiß es nicht, empfehle daher jedem Leser, sich mit diesen Aussagen sehr nachdenklich zu beschäftigen. Es handelt sich ja nicht um die ersten Arbeiten der Künstlerin, die Kunstgeschichte, Psychologie – dacht ich mir's doch – und Germanistik studiert hat, das 2. Staatsexamen in Kunstgeschichte ablegte. Von der Stadt Kassel erhielt sie bereits 1960 den Katalogpreis, von Fürth 1973 den Kulturförderpreis für Malerei. Eine Reihe von Gruppen und Kreisen zählt sie zu ihren Mitgliedern. 1992 erschien auch der satirische Roman "Deppenburg" im ABZ-Verlag Fürth. Bei so viel Bandbreite und Beschäftigung darf man wohl sagen, daß hier gearbeitet wird – dieser Gedichtband bestätigt das ganz gewiß. Christa Schmidt schließt ihr Nachwort so: "Insgesamt offenbart sich hier eine heißherzige, mutige Literatin, der ich viel Aufmerksamkeit wünsche". Dem schließe ich mich an, nur der Ausdruck Literatin müßte ausgewechselt werden.

M. Schl.

Andreas Vogt-Leppla: **Woitinas**, Tagebuch-Roman. Fulda: Verlag freier Autoren 1992, 102 Seiten.

Andreas Vogt-Leppla, 1911 in Schweinfurt geboren und dort auch wohnhaft, schreibt Lyrik, Prosa und Sachbücher. Er ist Mitglied im Verband Fränkischer Schriftsteller und der Inklings-Gesellschaft für Literatur und Ästhetik. Aus seiner Feder stammen die vielbeachteten zweibändigen "Grabstätten der Dichter und Schriftsteller deutscher Zunge" (1981/1982) und der Essayband "Berühmte Leute in allen Lebenslagen" (1983) ebenso wie die Erzählungen "Kunterbunte, meist heitere Geschichten" (1984) und die anekdotischen Geschichten "Gottvertrauen und eine tüchtige Hausfrau" (1990). Ein Jahr später erschien das Bändchen "Mutters Kuhschwanzphilosophie" mit Erlebnissen, Beobachtungen und Einfällen, wie der Untertitel lautet. Und nun legt Andreas Vogt-Leppla druckfrisch vor: "Woitinas", ein Tagebuch-Roman.

Allen Arbeiten Vogt-Lepplas ist eine dem jeweiligen Gegenstand angemessene gepflegte Sprache gemeinsam. In den Sachbüchern wird dem Leser sorgfältig recherchiertes Wissenswertes angeboten, in den Erzählungen verschiedene Momente menschlichen Erlebens voller Einführung und Anteilnahme vorgestellt, immer mit einem versöhnlichen Blick auf das große Ganze, allerdings ohne moralisierend erhobenen Zeigefinger, einfach und klar, ohne Pathos, aber doch voller Zwischentöne, tief- und hintersinnig. Der Leser läßt sich gefangen nehmen von den hier gegebenen Darstellungen des Mikro- und Makrokosmos; ohne mit unglauwürdigen Harmonisierungen konfrontiert zu werden, erfährt er deren Wohlgeordnetsein.

Der Tagebuch-Roman "Woitinas" enthält Aufzeichnungen über einen Zeitraum von etwa drei Monaten: durch einen Zufall, eigentlich ein Mißverständnis, lernt der Tagebuchschreiber, ein junger Lehrer (der Ich-Erzähler) den durch einen Unfall gelähmten Heinrich Woitinas kennen, der nun nach einem reichen Leben still und bescheiden seinen Ruhestand erlebt. Es entsteht eine tiefe Freundschaft, scheu und ehrfürchtig von seiten des Jüngeren, väterlich-leitend von seiten des Älteren. Bücher spielen eine große Rolle, man liest sich vor und macht sich auf persönlich wichtige Stellen aufmerksam, philosophische Gedanken scheinen auf und erfahren ein tastend-vorsichtiges Umgehen mit ihnen. Die Freunde erzählen sich gegenseitig Erlebnisse und Merkwürdigkeiten aus ihrem Leben – es zeichnen sich im Verlauf des Tagebuch-Romans, nicht zuletzt begünstigt durch diese literarische Form, einzelne Episoden ab, es werden Geschichten erzählt, Geschichten in der Geschichte der kurzen Freundschaft, die mit dem ergeben angenommenen Tod des Älteren endet. Sind auch die einzelnen Geschichten gelegentlich grausam oder voller Tragik, so münden sie doch, getragen durch die freundschaftliche Art ihrer Wiedergabe und gelegentlich auch der Diskussion, doch immer wieder ins Versöhnliche, ins Allgemeingültige. Andreas Vogt-Leppla verstand es mit seinem Tagebuch-Roman (der letztlich ein großer Monolog des Verfassers sein dürfte, geprägt von seinem humanistischen Anliegen) wieder einmal, den Leser zu fesseln und nachdenklich zu machen. Obwohl mit keinem, aber auch gar keinem Wort die oft bestehende Kluft zwischen Jung und Alt angesprochen wird, kann dieser Tagebuch-Roman als glühendes Plädoyer des Verfassers an beide Gruppen angesehen werden, freundlich und liebevoll miteinander umzugehen. Eine Lektüre, die Zuversicht ausstrahlt und – auch bzw. gerade heute – hoffen läßt.

Christa Schmitt

Herrn  
Dr. Gottfried Mälzer

Am Hölzlein 28

8700 Würzburg

Fritsch Freizeitkarte: **Landkreis Schweinfurt**. Maßstab 1:50000. Hrsg. vom Landkreis Schweinfurt. Fritsch Landkartenverlag, 2. Auflage, DM 10,60.

Freizeitkarte: **Kreis Schweinfurt**. Maßstab 1:75000. Fellbach (Städteverlag)

Beide Kartenwerke legen ihre Grenzen nach politischen Markierungen, Stadt- und Landkreisen fest. Sie enthalten neben der Kartendarstellung auch Beschreibungen von Orten und Sehenswürdigkeiten.

Für den Wanderer und Radwanderer überzeugt die Karte von Fritsch nicht nur durch den größeren Maßstab, sondern auch durch die Einzeichnung von allen größeren Verbindungswegen, von Wanderwegen, auch der gekennzeichneten Radwanderwege, samt ihrer Markierung und eine differenzierte Einzeichnung aller offiziell ausgewiesenen Fahrradwege mit ihren Nummern. Freizeiteinrichtungen und Gaststätten fehlen nicht. Eine angenehme Farbgebung erleichtert das Auffinden der Orte und Wege.

Die reich bebilderte Rückseite enthält eine kurze Beschreibung sämtlicher Gemeinden des Landkreises, eine kurze Darstellung der geographischen Lage, der naturkundlichen Gliederung, geschichtlichen Entwicklung und der Wirtschaft sowie der touristischen Hauptlandschaften Naturpark Steigerwald, Naturpark Haßberge und Fränkisches Weinland.

In der Karte des Städteverlags sind neben den Straßen nur größere Fahrwege eingezeichnet. Nur ganz wenige Fernwanderwege sind vermerkt. Höhenlinien fehlen. Als Wanderkarte oder Radwanderkarte ist sie deshalb kaum geeignet. Der Namen Freizeitzkarte erklärt sich durch das Einbeziehen von Freizeiteinrichtungen wie Schwimmbäder, Lehrpfaden und Wanderparkplätzen. Stichwortartig werden die Sehenswürdigkeiten weniger ausgewählter Orte, vor allem die Museen, aufgeführt.

Beide Kartenwerke gibt es auch für andere Landkreise.

Klaus Gasenleder

Dieter Lauer

## Gochsheimer Winterglockenläuten

Es war ein eigenartiger Begriff, der beim Lesen eines heimatkundlichen Werkes zum unterfränkischen Ort Gochsheim die Aufmerksamkeit auf sich zog und zum Nachdenken anregte. Dort steht, daß das "Siebenjudläuten" in der Zeit vom 28. Oktober bis zum 21. Februar (nicht 28. Februar) täglich um 8 Uhr abends vom Turm der evangelischen St. Michaelskirche erklingt<sup>1)</sup>. Verbunden mit diesem Läuten ist eine Sage, nach der sich eine Person in der Flur verirrt und durch den nächtlichen Glockenruf den schützenden Ort gefunden haben soll. Seither, so wird berichtet, erschallt als Hilfe für Verirrte während der dunklen Jahreszeit ein weiteres Abendläuten<sup>2)</sup>.

## Siebenjudläuten

"Siebenjudläuten"? Ein eigenartiger Begriff im Zusammenhang mit einer seit 1540 protestantischen Kirche, den man wohl kaum in einem leicht verfügbaren Nachschlagewerk finden kann. Was haben sieben Juden mit einem Glockengeläute von einer evangelisch-lutherischen Kirche zu tun?

Beschränkt man sich beim Nachsuchen nicht alleine auf Wortdeuteleien, sondern bemüht sich auch um andere Grundlagen, so stößt man recht schnell auf eine einfache Lösung. Das "Siebenjudläuten" beginnt traditionsgemäß am 28. Oktober. Nach dem Heiligenkalender ist dies der "Simonjuditag", ein Doppelfest für den Apostel "Simon der Eiferer" und den Jesusjünger Judas Thadäus<sup>3)</sup>.

Dieser Denktag, der früher in manchen Gegenden als ganzer oder halber Feiertag gehalten wurde<sup>4)</sup>, ist heute wohl kaum noch bekannt. Im Volksmund wurde aus Simon und Judas erst Simonjud oder Siemenjud, und als der Zusammenhang mit dem alten Kir-

chen- und Bauernkalender, mit seinen Namens- und Festtagen, längst vergessen war, wurde daraus das hochdeutsche Kunstwort "Siebenjud". Wer die unterfränkische Mundart um Schweinfurt kennt, der weiß, daß dort nicht "sieben", sondern "siehm" gesprochen wird, wenn 7 gemeint ist.

Warum beginnt aber an diesem Tag ein Winterglockengeläute? Zur Beantwortung dieser Frage ist die Beschäftigung mit alten Volksbräuchen, mit Bauern- und Wetterregeln nützlich. Der Simonjuditag hatte neben anderen Gedenktagen eine große Bedeutung für das Landleben<sup>5)</sup>. Mit ihm setzte im bäuerlichen Wirtschaftsjahr der Winter ein<sup>6)</sup>.

Dieser Zusammenhang wird durch einige Wetterregeln belegt:

"Siebenjud schneits den Bauern auf den Hut."<sup>7)</sup>

"Sankt Simon Jüd bringt den Winter unter die Hüt."<sup>8)</sup>

"St. Simon-Jüd bringt den Winter unter die Lüd."<sup>9)</sup>

"Wenn Simon und Judae vorbei, so rückt der Winter herbei."<sup>10)</sup>

"Simon und Judae – hängt an die Stauden Schnee."<sup>11)</sup>

"Simon Judae – schmeißt uns Schnee auf die Bude."<sup>11)</sup>

Winter bedeutete für die Bauern aber eine gewisse Ruhezeit, die Ernte war eingebracht, die Wintersaat auf den Äckern und das Vieh war wieder in den Ställen. Die Alltagsorgen um das Wachstum der Ackerfrüchte und das Gedeihen der Tiere waren geringer als im Frühling, Sommer und Herbst, man hatte nun Zeit für das Besinnen und auch für das Beten.

Winteranfang bedeutete aber auch Sorge um ein gutes Überleben der kalten Jahreszeit

und Hoffnung auf eine erträgliche Zukunft. Es liegt daher nahe, daß durch ein zusätzliches, nächtliches Geläute zum Nachtgebet, zur Komplet, aufgefördert wurde.

In einer alten Gochsheimer Chronik wird berichtet, daß mit der im Jahr 1738 angeschafften dritten Glocke abends um 8 Uhr geläutet werden soll, "um die Leute dadurch an ihre Buße und Sterblichkeit zu erinnern." Als Zeitraum wird hier allerdings "von St. Martinstag bis Walburgi" genannt<sup>12)</sup>.

Das "Siebenjudläuten", das Simon-Jud-Läuten hat seinen Namen also vom Doppelgedenktag der Heiligen "Simon der Eiferer" und Judas Thaddäus, da an diesem Tag, dem 28. Oktober, das Winterläuten begann. Obwohl das Fest von Simon und Judas in Gochsheim längst vergessen ist, hat sich der Begriff, in verballhornter Form, bis in unsere Tage gehalten.

### *Winterzeit im bäuerlichen Wirtschaftsjahr*

Folgt man Wetter- und Bauernregeln, so wird man verschiedene, voneinander abweichende Kalendertage für den Beginn oder das Ende von Jahreszeiten finden. Dies ist verständlich, da sich Wetter und Jahresverlauf nie genau an Kalender und astronomische Daten halten. Bei den Volkssprüchen ist es heute auch kaum mehr möglich, ihren wahren Ursprung genau festzustellen. Oft sind sie in ganz anderen Gegenden entstanden als dort, wo sie heute verwendet werden, so sind mit Sicherheit lokale Beobachtungen durch gedruckte Haus- und Bauernkalender auf andere Gebiete übertragen worden<sup>13)</sup>.

In Gochsheim fand das nächtliche Winterglockengeläute bis in die siebziger Jahre unseres Jahrhunderts vom 28. Oktober bis zum 21. Februar abends um 8 Uhr statt<sup>14)</sup>. Inzwischen wird das ganze Jahr um 19 Uhr geläutet<sup>15)</sup>. Stellt der 28. Oktober einen Winterbeginn im bäuerlichen Wirtschaftsjahr dar, so bereitet der 21. Februar schon etwas mehr Schwierigkeiten mit seinen Belegen, dafür ist aber der darauffolgende Tag, der 22. Februar, etwas ergiebiger. Es handelt sich hier um das Fest "Petri Cathedra", "Petri Stuhlfeier", zum Gedenken an die Erhebung des Apostels

Petrus auf den Bischofsstuhl von Antiochien im Jahr 54<sup>16)</sup>. Bei diesem Festtag handelt es sich um einen Frühlingsanfang im landwirtschaftlichen Wirtschaftsjahr<sup>17)</sup>.

An "Petri Stuhlfeier" entfernt sich nach den Wetterregeln der Winter, oder er verstärkt sich<sup>18)</sup>. Da heißt es z. B.:

"Ist's St. Peter kalt, hat der Winter Gewalt."

"Weht's kalt an Petri Stuhl, dann bleibt's noch 14 Tage kuhl."<sup>19)</sup>

Andere Sprüche deuten aber schon auf das kommende Frühjahr hin:

"St. Peter Stuhl dem Frühjahr winkt."

"Um St. Petri Stuhlfeier sucht der Storch sein Nest."<sup>20)</sup>

"Petri Stuhlfeier" erinnerte die Bäuerin auch an die Gartenbestellung, so sollte die Erbsen- und Kohlsaaten, wenn sie an diesem Tag in die Gärten gebracht wurde, besonders gut gedeihen<sup>21)</sup>. In manchen Gegenden traten die Pächter kleiner Bauernwirtschaften am St. Peterstag ihre Pacht an<sup>22)</sup>.

Wenn mit "Petri Stuhlfeier" am 22. Februar das Frühjahr begann, so endete die winterliche Ruhezeit am 21. Februar, dem letzten Tag des Gochsheimer Nachtläutens. Die jahreszeitlich bedingte Besinnungspause im Bauernkalender dauerte in Gochsheim also 117 Tage, ungefähr ein Dritteljahr, dann ging es wieder aufwärts im Jahreslauf.

Wie bereits erwähnt, wird das abendliche Acht-Uhr-Läuten in einer Gochsheimer Chronik auch mit dem "St. Martinstag und Walburgi" abgegrenzt<sup>12)</sup>. Während Martin mit dem 11. November klar festgelegt und allgemein bekannt ist, wird bei Walburga überwiegend an den 1. Mai gedacht, und an die davorliegende, unchristliche Walpurgisnacht, vom 30. April zum 1. Mai. Walburga hat aber auch am 25. Februar ihren Gedenktag, da dies ihr Sterbetag im Jahr 779 war<sup>23)</sup>. Auf dieses Datum dürfte sich die Nennung in der Chronik als Winter- und Läut-Ende beziehen.

Die Einzelheiten, warum die Läutezeit einmal vom 28. Oktober bis zum 21. Februar und ein andermal vom 11. November bis zum 25. Februar gedauert hat, sind nach den ver-

fügbaren Quellen nicht feststellbar. Der Zeitraum ist jedoch fast identisch, sieht man von der leichten Verschiebung und der 10 Tage kürzeren Dauer ab.

Man hat heute leichte Schwierigkeiten, am 28. Oktober den Winterbeginn und am 21. Februar das Winterende zu sehen. Irgendwie liegen beide Tage etwas zu früh. Wenn man aber annimmt, daß auf Heilige bezogene Gedenktage und die zugehörigen Wetterregeln bereits in vorreformatorischer Zeit entstanden sind, so galt damals noch der Julianische Kalender. Mit der Einführung des gregorianischen Kalenders nach dem Jahr 1582 wurden zehn Tage auf einmal übersprungen, da sich im Laufe der Jahrhunderte diese voraussehlende Zeitverschiebung ergeben hatte.

Wenn der Simonjuditag als Beginn der bäuerlichen Winterzeit z. B. im 16. Jahrhundert festgelegt worden ist, so wäre dieser Termin jahreszeitlich bereits 10 Tage später gelegen, d. h., der 28. Oktober hätte witterungsmäßig dem 7. November entsprochen, und der 21. Februar dem 3. oder 2. März, je nach Schaltjahr. Dieser Zeitraum paßt nun schon etwas besser in das Bild und den Arbeitsplan von Bauern und Gärtnern für die ruhigeren, winterlichen Wochen des Jahreslaufes.

Diese Zusammenhänge zwischen Winterzeit, Volksbrauch und Heiligenverehrung ergeben zumindest eine brauchbare Erklärung für den längst vergessenen Ursprung des nächtlichen Glockenläutens zur Winterzeit. Solange bessere Belege fehlen, sollte aber gelten, daß es so gewesen sein kann, nicht sein muß!

### *Abendläuten für Verirrte*

Wie bereits erwähnt, gibt es im Zusammenhang mit dem abendlichen Achthuhrläuten die Sage, daß sich eine Person verirrt haben soll und durch den Glockenruf das Dorf finden konnte. So hat es früher die Großmutter erzählt und so ist es aufgeschrieben<sup>2)</sup>. In mancher Überlieferung heißt es auch, daß der Verirrte aus Dankbarkeit eine Schenkung mit der Bedingung gemacht hat, daß während der Winterzeit regelmäßig zur Nacht geläutet wird.

Für den Wahrheitsgehalt dieser Sage gibt es keine näheren Belege, aber stimmen kann daran schon einiges. Daß ein in die Dunkelheit geratener Wanderer oder Reisender die Orientierung verloren und durch ein Licht oder ein Geräusch wieder den rechten Weg gefunden hat, ist durchaus verständlich. Wer sich selbst schon einmal bei einem Ausflug verspätete und in die Nacht geraten ist, weiß, wie beruhigend es sein kann, wenn ein optisches oder ein akustisches Signal auf die Nähe des Zieles oder einer Siedlung hinweist.

Die Sage vom Irrläuten gibt es nicht nur in Gochsheim, sondern auch in anderen Orten. In Nürnberg soll es z. B. einmal ein Patriziersohn<sup>24)</sup>, in einer anderen Fassung ein Junge<sup>25)</sup>, gewesen sein, der sich beim Honigholen im Reichswald verlaufen hatte und durch das Neunuhrläuten den Weg zurück finden konnte. In Seßlach war es ein Edelfräulein, das sich verirrt hatte und durch den Glockenklang zurück gefunden hat. Aus Dankbarkeit soll ein Glöcklein aufs Seßlacher Rathaus gestiftet worden sein<sup>26)</sup>.

In Nürnberg läuten die Glocken auch heute noch das ganze Jahr um 21 Uhr<sup>27)</sup>. Das Seßlacher Irrglöcklein erklingt ebenfalls noch ganzjährig um 19 Uhr auf dem Rathaus<sup>28)</sup>. In Gochsheim hat man seit einigen Jahren vom winterlichen Achthuhrläuten auf ein tägliches Läuten um 19 Uhr umgestellt<sup>29)</sup> und damit eine alte Tradition aufgegeben. In anderen Städten werden sicherlich ähnliche Geschichten bekannt sein.

Für das nächtliche Glockengeläute gibt es zwei mögliche Erklärungen. Einmal war es vielleicht tatsächlich ein Ruf für Verirrte, oder eine Erinnerung an Verspätete daran, daß die Tore nun geschlossen würden und sie sich beeilen müßten. Auch Friedrich Rückert reimte in seinem Gedicht vom Irrkräutlein: "Dauerte das Irren, bis das Abendglöcklein scholl, das mit seinem Schwirren jedes Irren brechen soll."<sup>30)</sup> Zum anderen kann der Ursprung des Läutens in alten Kirchenbräuchen liegen, wobei die Glocke zum Gebet und zum Nachdenken aufrief. Die Verirrten- und Stiftungslegenden könnten hier hineininterpretiert worden sein. Die Grenzen zwischen kirchlichem und weltlichem Geläute waren früher sowieso fließend, da damit einmal die

Tageszeit angezeigt und zum anderen natürlich auch an das Beten, an Dank und Besinnung erinnert wurde. Genau werden sich der Ursprung dieses Läutens und seine Veränderungen im Laufe der Zeit wohl kaum mehr nachvollziehen lassen, da früher die Bräuche mündlich weitergegeben wurden und schriftliche Belege fehlen.

Heute, wo die Menschen kaum mehr bewußt auf Glockengeläute hören, dieses manchmal sogar als störenden Lärm empfinden, sollten diese früher zum Tagesablauf und zur Zeitbestimmung gehörenden Bräuche nicht ganz in Vergessenheit geraten, darauf sollten Heimatkundler besonders achten, auch wenn man das so Gesammelte nicht in Museen aufbewahren und ausstellen kann.

#### Anmerkungen:

- 1) Seifert, Hans:  
Gochsheim, Erinnerungen. Aufzeichnungen, Niederschriften und Bilder, 1984, S. 37 (der 28. Februar ist ein Druckfehler)
- 2) Ebd S. 38
- 3) Melchers, Erna und Hans:  
Das Große Buch der Heiligen, 1978, S. 701
- 4) Gugitz, Gustav:  
Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Band II, 1950, S. 137
- 5) Yermoloff, Alexis:  
Der landwirtschaftliche Volkskalender, 1905, S. 548
- 6) Gugitz II: a. a. O., S. 139
- 7) Seifert: a. a. O., S. 37
- 8) Michael, Roland:  
Schönes Wetter heute?, o. J. (um 1980), S. 60
- 9) Gugitz II: a. a. O.; S. 139  
Yermoloff: a. a. O., S. 450
- 10) Michael: a. a. O., S. 60  
Yermoloff: a. a. O., S. 450
- 11) Ebd., S. 450
- 12) Zeilein, Fritz:  
Gochsheim, Ortsgeschichte mit Bildern, 1982, S. 40
- 13) Michael: a. a. O., S. 7
- 14) Läutordnung für die Sankt-Michaels-Kirche in Gochsheim, Evang.-Luth. Pfarramt Gochsheim, 1. April 1967, S. 2
- 15) Evang.-Luth. Pfarramt St. Michael Gochsheim, 13. März 1991
- 16) Melchers:  
a. a. O., S. 121
- 17) Gugitz:  
a. a. O., Band I, 1949, S. 99
- 18) Yermoloff:  
a. a. O., S. 75
- 19) Ebd.
- 20) Ebd. S. 76
- 21) Ebd.
- 22) Ebd.
- 23) Melchers:  
a. a. O., S. 127
- 24) St. Lorenz Nürnberg:  
Sagen und Geschichten, 2. Aufl. 1977, S. 18
- 25) Bauer, Franz:  
Alt-Nürnberg, 4./5. Aufl. 1969, S. 105
- 26) Bechstein, Ludwig:  
Die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes, 1842/1979, S. 204
- 27) Evang.-Luth. Pfarramt St. Lorenz Nürnberg, 30. Januar 1991
- 28) Stadt Seßlach, 29. Oktober 1991
- 29) Evang.-Luth. Pfarramt St. Michael Gochsheim, 13. März 1991
- 30) Rückert, Friedrich:  
Aus den Kinderjahren eines Dorfamtman-  
sohnes, Irrkräutlein, 1829

#### Literatur:

- Bauer Franz:  
Alt-Nürnberg. Sagen, Geschichten und Legenden, 4./5. Auflage, München 1969
- Bechstein, Ludwig:  
Die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes, Würzburg 1842, Reprint: Sondheim v. d. R., 1979
- Gugitz, Gustav:  
Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Wien, Band I 1949, Band II 1950
- Sankt Lorenz:  
Sagen und Geschichten. Verein zur Erhaltung der St. Lorenzkirche in Nürnberg. Mitteilungsblatt Nr. 15, 2. Auflage, Nürnberg 1977
- Melchers, Erna und Hans:  
Das große Buch der Heiligen. Geschichte und Legende im Jahreslauf. Süd-West-Verlag München 1978

Michael, Roland:

Schönes Wetter heute? Kalendersprüche, Bauernregeln aus fünf Jahrhunderten. Praesentverlag Gütersloh o.J. ca 1980

Rückert, Friedrich:

Friedrich Rückerts Werke – in sechs Bänden. Hrsg.: Conrad Beyer; Max Hesse's Verlag Leipzig 1897

Seifert, Hans:

Gochsheim – Erinnerungen, Aufzeichnungen, Niederschriften und Bilder. Gochsheim 1984

Yermoloff, Alexis:

Der landwirtschaftliche Volkskalender. Leipzig 1905.

Zeilein, Fritz:

Gochsheim – Dorfgeschichte mit Bildern. Gochsheim 1982

Dieter Lauer, Hersbrucker Straße 216, 8500 Nürnberg 30

---

Heinrich Seidl

## Schalen und Wetzrillen an Kirchen in Franken

In meinem Beitrag "Der Kunigundenstein – ein Schalen- und Zeichenstein" (Frankenland 5/92) erwähnte ich, daß der steinzeitliche Kult des Schalenreibens sich weit in die christliche Zeit fortgesetzt hat. So schreibt z.B. Haller: Das Vorkommen der Schalensteine "aber auch auf steinernen Türschwellen und Fensterbänken in Kirchen und Profanbauten des Mittelalters bezeugt eine langanhaltende Tradition, deren Kontinuität sich ebenfalls nur aus religiösen Motiven erklärt."<sup>8)</sup> Bereits 1884 erkannte dies Wankel: "Insbesondere reich an Erinnerungen aus der Heidenzeit ist unser Kultus; vieles ist demselben angemessen, d.h. christianisiert, vieles hat sich eingeschlichen und ist stillschweigend geduldet worden. Zu dem letzteren gehört auch der aus der urältesten Heidenzeit stammende, jetzt sehr erloschene Gebrauch, Näpfchen und Rillen oder Rund- und Wetzmarken an die Mauern alter Kirchen gemacht zu haben."<sup>1)</sup>

Während bei den prähistorischen Schalensteinen ihr Zweck, ihr Sinngehalt, weitgehend nur vermutet werden kann, hilft bei den "christlichen" oder "rezenten" Schalen

und Wetzrillen die schriftliche und mündliche Überlieferung. So dienten z.B. diese Schalen nach Hager "zum Auslöschten der Fackeln nach Begräbnissen, zur Aufnahme von Lampen, auch direkt zur Aufnahme von Talg und Docht und waren oft transportabel."<sup>9)</sup>

Einen jüngeren Beitrag zu unserem Thema bringt Thomann: Schalen und Wetzrillen an Kirchen, Kreuzen und auch an "profanen" Steinen entstehen durch das Aufrauhren der mit Schlick verschmierten Wetzsteine. "Nach einer Aussage von Gewährsleuten in der Gemeinde Ast bei Waldmünchen und in fränkischen Orten, wo sich auch Steinkreuze mit Schleifschalen befinden, hat man früher deshalb die Wetzsteine am Steinkreuz aufgeraut, damit der Segen des Kreuzes auf das Schärfungsgerät übertragen wurde und von diesem weiter auf die Sense und auf die Erntearbeit. Oft wurde das abgeschabte Material vom Steinkreuz als Hilfsmittel für Mensch und Tier verwendet, ja sogar als Medizin gegen Unfruchtbarkeit wurden solche Abschaben verwendet."<sup>4)</sup> Gleiches gilt auch für Schalen und Wetzrillen an Kirchen. In Schneiders Chronik von Forst, Niederlausitz,



Abb. 1:  
St. Achatius in Grünsfeldhausen, Schalenstein oder  
Chanukka-Leuchter?

von 1846 wird folgendes angeführt: "Vor dem Eoli'schen Thore befand sich 1650 ein steinernes Kreuz, welches aber bald verschwand, da die Vorübergehenden ihre Schwerter, Dolche und Äxte so lange daran geschliffen haben, bis es ganz abgewetzt zusammenbrach."<sup>2)</sup>

Und Wankel berichtet: "Man schmierte die Schalen der Schalensteine, die Näpfchen an den Kirchen mit Butter und Fett aus, was man salben und »ausbuttern« nannte, um damit verschiedene Augenkrankheiten und Hautausschläge zu heilen. Man rieb das Pulver aus den geheiligten Steinen, um es gegen Epilepsien, Krämpfe, Kropf und Magenkrankheiten zu gebrauchen, man legte Haare von Erkrankten in die Grübchen, um Genesung zu erlangen; man wetzte die Schwerter und Dolche an den geheiligten Steinen, um sie zu feilen, wie es an der Mauritzkirche zu Piritz in Pommern und an der zu Coburg geschah, wo man mit Vorliebe die Rückwand des Presbyteriums und den Eingang in den Glockenturm wählte, um unter dem Schalle der Glocken den Schwertern eine höhere Kraft zu geben."<sup>3)</sup>

Mir sind bis jetzt 18 fränkische Kirchen mit Schalen (Sch) und / oder Wetzrillen (W) bekannt:

1. Aschaffenburg  
Stiftskirche, Kreuzgang (Sch)
2. Aub  
Eingang zum Karner neben der Pfarrkirche (Sch)

3. Bamberg  
Karmelitenkirche, Kreuzgang (Sch)
4. Bullenheim  
Kapellenruine am Kapellenberg (Sch)
5. Coburg  
St. Moritz (W)
6. Effeltrich  
Pfarrkirche (Sch) (W)  
Wehrmauer (W)
7. Großcomburg  
St. Michael, bei den Arkaden und eine "Mühlefigur" (Sch)
8. Grünsfeldhausen  
St. Achatius (Sch)  
Siehe Anm. 1 und Abb. 1
9. Königsberg i.B.  
Pfarrkirche (W)  
Siehe Abb. 2
10. Marktbreit  
Mauritiuskapelle (Sch)
11. Nürnberg  
St. Lorenz, Portal links und rechts unten (Sch) (W)
12. Nürnberg  
St. Sebaldus, Chor und Sakristei  
Siehe Abb.3 (Sch) (W)
13. Schwäbisch Hall  
St. Michael, Hauptportal (W)
14. Spalt  
St. Emmeram, beiderseits des Hauptportals (Sch) (W)
15. Spalt  
St. Nikolaus, in der Nähe des Hauptportals (Sch) (W)
16. Uissigheim  
Pfarrkirche  
Siehe Anm. 2
17. Volkach  
Pfarrkirche, beiderseits des Hauptportals (Sch) (W)
18. Würzburg  
Deutschhaus-Kirche, Hauptportal (W)
19. Würzburg  
Dom, Krypta-Brunnen (W)

Wo gibt es weitere Kirchen mit Schalen und/oder Wetzrillen? Ich würde mich über jede derartige Benachrichtigung freuen.



Abb. 2:  
Pfarrkirche in Königsberg i. B., Wetzrillen

#### Anmerkung 1:

St. Achatius in Grünfeldhausen

Diese Kirche ist aus hartem Muschelkalkstein erbaut. Lediglich ein länglicher Stein besteht aus weicherem Buntsandstein. Er befindet sich an der Westseite etwa in Brusthöhe und trägt aufgereiht in einer Linie, acht Schalen. (Abb. 1) Dazu schreibt Gräter: "Es sei unschwer zu erkennen – so Kuhn und andere –, daß dieser Stein abgegriffen ist, wohl weil man ihm Wunderkraft zugeschrieben habe. Bezeichnend ist auch, daß in der Nähe ein gut sichtbares Kreuz eingemeißelt wurde, was in neuester Zeit als eine bewußte Maßnahme interpretiert wird, die Macht des Näpfchensteins einzudämmen. ... Was den Näpfchenstein angeht, so sind erhebliche Zweifel angebracht, daß es sich hier um ein heidnisches Überbleibsel handelt. Es ist verwunderlich, daß bisher noch niemand versucht hat, die acht Vertiefungen dieses Steins zu deuten. Die verblüffende Ähnlichkeit eines südfranzösischen Chanukka-Leuchters aus dem 12. Jahrhundert mit dem sogenannten Näpfchenstein in Hausen legt den Schluß nahe, daß es sich bei diesem auch um einen Chanukka-Leuchter handelt. Diese Leuchter für acht Kerzen oder Flammen werden beim jüdischen Chanukka, dem Tempelfest gebraucht, das zur Erinnerung an die Wiedereinweihung des Tempels in Jerusalem 165 v. Chr. gefeiert wird, wobei am ersten Abend ein Licht, an jedem folgenden ein weiteres angezündet wird."<sup>5)</sup>

Dagegen stellen möchte ich einen Bericht von Wankel, der 100 Jahre früher folgendes schreibt: "..., der am Portale der Gotthardskirche in Brandenburg, das aus hartem Granit gebaut ist, in der Handhöhe zu beiden Seiten auffallend verschiedene Quadern aus Sandstein eingesetzt fand, augenscheinlich zu dem Zwecke, um dem Volk Gelegenheit zu geben, die alten heidnischen, später christianisierten Gebräuche Rillen und Näpfchen auszuwetzen, denen eine mystische Deutung und eine heilige Kraft beigelegt wurde, zu üben. Auch an vielen Kirchen der Lausitz wurden für den Volksgebrauch weicher Sandstein eingemauert."<sup>6)</sup>

#### Anmerkung 2:

Pfarrkirche von Uissigheim

An und in dieser Kirche gibt es keine Schalen und Wetzrillen. Und doch wurde auch hier, am Grabmal wahrscheinlich des Ritters Arnold III. v. Uissigheim, "hauptsächlich von Wallfahrern, die alljährlich auf dem Weg nach Walldürn hier durchzogen, ..., Sand abgeschabt, um ihn in Krankheitsfällen dem Vieh einzugeben."<sup>7) 11)</sup>

#### Anmerkung 3:

Frank berichtet 1906 von einem Steinkreuz bei Brönnhof bei Schweinfurt, von dem ich nicht weiß, ob es noch existiert. "An Bauten noch aus dem 15. Jahrh. (Kirchen, Toren,



Abb. 3:  
St. Sebaldus in Nürnberg, Sakristei-Schalen und Wetzrillen

Türmen), aber auch an Wegkreuzen sind sogen. Rillen, künstliche Rinnen. So an einem Steinkreuz bei Brönnhof (Schweinfurt); Postadjunkt Georg Lorenz – Schweinfurt. Man glaubt, daß diese Furchen dadurch entstanden, daß man im Mittelalter Schwerter, Spieße, Messer an den Stein rieb, um sie sicherer zu machen; bei diesen Rillen sind sehr oft auch Löcher in die Steine gebohrt, siehe Seite 226 Fig. 4 das dabei gewonnene Pulver wurde eingenommen, Haar von Schwerkranken oder Fett in die Löcher getan, um letzteres später als Heilmittel zu benutzen.“<sup>12)</sup>

### Literaturverzeichnis

- 1) Wankel, Heinrich:  
Die Rund- und Wetzmarken an alten Kirchen, insbesondere an der Mauritzkirche zu Olmütz und der alten Georgskirche zu Littau, Olmütz, 1844, S. 1
- 2) Wankel:  
a. a. O., S. 5
- 3) Wankel:  
a. a. O., S. 6

- 4) Thomann, Ernst:  
Schleifschalensteine aus Nabburg und Umgebung. Beiträge zur Flur-Kleindenkmalforschung in der Oberpfalz. Kallmünz, 1981, S. 43/44
- 5) Gräter, Carlheinz:  
Anmutige Tochter des Mains, Tauberbischofsheim, 1986, S. 244
- 6) Wankel:  
a. a. O., S. 415
- 7) Gräter:  
a. a. O., S. 294
- 8) Haller, Franz:  
Die Welt der Felsbilder in Südtirol. München, 1978, S. 239
- 9) Hager:  
Monatszeitschrift des hist. Vereins von Oberbayern 1894, S. 63. Zitiert nach Frank, a. a. O., S. 224
- 10) Frank:  
Zeichen- und Schalensteine, S. 231. Deutsche Gaue Bd. VII, 1906
- 11) Haller:  
a. a. O., S. 232
- 12) Frank:  
a. a. O., S. 221

Dr. Heinrich Seidl, Seinsheimstraße 3c, 8700 Würzburg

## Zeugnisse jüdischen Lebens in unterfränkischen Gemeinden

*Beispiele Memmelsdorf, Kleinheubach, Mainstockheim und Untermerzbach*

Unterfranken war immer der Regierungsbezirk Bayerns mit der größten Anzahl an jüdischen Kultusgemeinden. Bis heute sind hier die meisten steinernen Zeugnisse einstigen jüdischen Lebens zu finden. Im nordöstlichen Teil des Kreises Haßberge unweit von Coburg liegt **Memmelsdorf in Unterfranken**. Hier können heute noch auffallend viele Zeugen einstigen jüdischen Lebens angetroffen werden.

In Memmelsdorf/Unterfranken existierte seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts bis 1939 eine große Jüdische Kultusgemeinde, die eine Synagoge, eine Schule, eine Mikwe und einen Friedhof besaß. Alle diese Kultgebäude sind jetzt noch vorhanden.

Die Synagoge, 1728 erbaut, existiert heute noch in gutem baulichen Zustand. Das Gebäude, dessen Inneneinrichtung 1938 beschädigt wurde, befindet sich gegenwärtig in Privatbesitz und wird als Hobbywerkstatt ge-

nutzt. Am einstigen Kultgebäude, das noch ein sehr schöner Chuppastein ziert und dessen Fenster durch Originalgitter gesichert werden, wurde eine Gedenktafel angebracht.

In Memmelsdorf gibt es gleich zwei jüdische Schulen zu bewundern: die alte Israelitische Schule in der Schloßgasse und das neue 1896 erbaute doppelstöckige Schulhaus in der Judengasse. Beide Gebäude werden genutzt: das alte Schulhaus dient, schön renoviert, als Wohngebäude, im neuen Schulhaus, in dem früher auch der jüdische Lehrer wohnte, sind jetzt Gemeinde- und Versicherungsräume untergebracht.

Der jüdische Friedhof, im nahen Wald gelegen, ist auch jetzt gut gepflegt. Auf dem mit einer massiven Steinmauer umgebenen Friedhofsareal stehen ca. 60 Grabsteine: im hinteren Teil alte, im vorderen neuere; auffallend ist der reichliche Bewuchs mit Laubbäumen.



Alte Israelitische Schule in Memmelsdorf



Die Synagoge in Memmelsdorf Foto: Schwierz

In Memmelsdorf sind heute noch zahlreiche Häuser als sog. "Judenhäuser" bekannt; ältere Einwohner wissen zu berichten, daß hier früher Juden gewohnt haben. Dies ist bei näherem Hinsehen auch gut zu erkennen, weisen doch immer noch zahlreiche Türrahmen Spuren von Mesusot auf. Auch das Vorhandensein eines "Judenhofes" – hier wurde Ignaz Bing, der Entdecker der nach ihm benannten "Binghöhle" in der Fränkischen Schweiz geboren – deutet auf jahrhundertelange jüdische Präsenz im Ort hin.

Ein Blick auf das Denkmal für die Gefallenen beider Weltkriege ist ein weiteres Zeugnis jüdischer Präsenz in Memmelsdorf: die Namen der jüdischen Soldaten Inf. Max Gunzenhäuser, Jäg. Manfred Kahn und V.Fdw. Artur Nordheimer, gefallen im 1. Weltkrieg für "ihr deutsches Vaterland", sind hier zu sehen.

Eigentlich war es verwunderlich, daß keine Mikwe (rituelles Tauchbad) in Memmelsdorf zu finden war. Mit dem Kauf des Hauses in der Judengasse 2 durch das Ehepaar Eckhard im Dezember 1992 änderte sich das. Im Keller des Gebäudes, in dem sich vor

dem 3. Reich ein Kolonialwarenladen der jüdischen Familie Nordheimer befunden hatte, konnte eine Mikwe gefunden werden, die noch vollkommen erhalten ist: Steintreppen führen in das in der rechten Kellerecke befindliche Tauchbecken hinein, in dem man durch glasklares Wasser auf den inzwischen mit Sedimenten aufgefüllten Boden blicken kann. Auch eine Überlauföffnung der offensichtlich mit Regenwasser gespeisten Mikwe konnte festgestellt werden.

Das Haus enthält aber noch weitere Zeugnisse jüdischen Lebens: fast an allen Türen sind Spuren der Türpfostensymbole (Mesusot) gut zu erkennen.

In einem Raum im Obergeschoß konnte jetzt noch eine weitere große Seltenheit festgestellt werden: in einem der Zimmer kann man durch das Vorhandensein einer entsprechenden Deckenkonstruktion einwandfrei erkennen, daß dieser Raum den jüdischen Hausbewohnern zur Zeit des Laubhüttenfestes (Sukkoth) als Sukkah (Laubhütte) gedient hatte.

Es ist sehr erfreulich, daß die neuen Hausbesitzer anlässlich einer Besichtigung im Januar 1993 die Absicht äußerten, die heute noch vorhandenen Zeugnisse einstigen jüdischen Lebens – so gut es eben geht – nach Möglichkeiten zu erhalten. Dadurch würden seltene und kulturgeschichtlich sehr wertvolle Zeugnisse einstigen fränkischen Landjudentums der Nachwelt erhalten bleiben. Es ist zu hoffen, daß ihnen bei ihrem lobenswerten Vorhaben von den für die Erhaltung fränkischer Kultur Verantwortlichen jede nur mögliche Hilfe und Unterstützung zuteil wird.

**Kleinheubach** im Landkreis Miltenberg blickt auf eine lange jüdische Tradition zurück: bereits 1326 wurde hier – am 25. Schwat 5096 – der Name "Sisle von Heubach" urkundlich festgehalten, 1677 wurden Juden wieder in Urkunden erwähnt – es waren Schutzbriefe für jüdische Kaufleute, die am Ort Handel treiben oder sich hier niederlassen wollten. Ab dem 2. September 1726 gab es in Kleinheubach eine im fürstlich Löwenstein'schen Dekret besiegelte jüdische



Das renovierte jüdische Ritualbad in Kleinheubach  
Foto: Schwierz

Kultusgemeinde, der auch Juden aus dem benachbarten Laudenbach/Main angehörten, nachdem die dortige Kultusgemeinde sich aufgelöst hatte. Diese Synagogen – und (ab dem 7. Juni 1730 auch) "Leichenplatzgemeinschaft" besaß im Laufe der Zeit eine Synagoge, eine Mikwe, ein Haus mit Schulzimmer und Lehrerwohnung und einen dreimal erweiterten Friedhof im örtlichen Gemeindefriedhof. Synagoge, Mikwe und Schule befanden sich in der früheren Judengasse, die heute Gartenstraße heißt. 1837 wurde die alte Mikwe im Keller unter der Synagoge aus gesundheitlichen Gründen geschlossen und ein Jahr später zugemauert. Im gleichen Jahr wurde eine neue Mikwe am Rüdener Bach erstellt und der Bestimmung übergeben.

Bis 1942 existierte in Kleinheubach eine Jüdische Kultusgemeinde: Zählte sie um die Jahrhundertwende noch ca. 150 Mitglieder, so war diese Zahl zwar kleiner geworden, trotzdem gab es am 01. 01. 1933 noch 50 Juden im Ort. Freilich waren nicht mehr alle jüdischen Bauwerke im Betrieb. Anfang der 20er Jahre war die Schule wegen Kindermangels geschlossen worden. 1926 wurde auch die Mikwe letztmals benutzt. Das Tauchbad wurde 1932 Eigentum der Dorfgemeinde, die es später an Privatleute verkaufte. 1938 wa-

ren die Schule und Mikwe nicht mehr im Besitz der Jüdischen Kultusgemeinde – trotzdem wurden alle einstigen Kultgebäude in der "Reichskristallnacht" am 9. November 1938 in blindem Haß beschädigt, die Inneneinrichtungen verwüstet. 1942 kam das Ende der Kultusgemeinde: die letzten Juden des Ortes wurden deportiert und in den Konzentrationslagern ermordet.

Während die einstige Synagoge zwischen den Häusern Gartenstraße 7 und 8 – jetzt in Privatbesitz befindlich und gewerblich genutzt – als früheres Synagogengebäude durchaus noch zu erkennen ist (eine rechts vom Tor angebrachte Tafel weist mit folgendem Wortlaut auf die frühere Funktion des Bauwerkes hin "Hier stand die Synagoge der Jüdischen Gemeinde Kleinheubach"), verfiel und verwaahlte das kleine Mikwehaus auf dem Grundstück zwischen dem Rüdener Bach und dem Fischgäßchen immer mehr. 1984 ließ der frühere Bürgermeister erste Ausbesserungsarbeiten vornehmen, dadurch fiel dann das Bauwerk dem Landratsamt Mil-



Gedenkstein des Kreises Miltenberg in Kleinheubach  
Foto: Schwierz

enberg auf, das das Landesamt für Denkmalpflege einschaltete. Bald wurde das "Judenbad" in die Denkmalliste aufgenommen und ab 1989 konnte – nach langwierigen Voruntersuchungen und Verhandlungen – mit den recht kostenintensiven Sanierungsarbeiten begonnen werden, an denen sich auch Archäologiestudenten der Fachrichtung Denkmalpflege aus Darmstadt im Rahmen ihres Studiums unentgeltlich beteiligten. Das Mikwehäuschen – mit den Ausmaßen 5 m, bis zu einer Höhe von 3,5 m mit roten Bruchsteinen gemauert, mit einem Giebel als Fachwerk-konstruktion und mit einem Dach, das mit handgestrichenen Ziegeln gedeckt war – wurde in Handarbeit abgetragen und wieder neu errichtet.

Am 9. November 1992 wurde in Anwesenheit zahlreicher Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens das renovierte jüdische Ritualbad der Öffentlichkeit übergeben. Damit wollte – so die beiden Hauptredner der Übergabefeier, Landrat Schwing und Bürgermeister Schübler – die Marktgemeinde Kleinheubach Zeichen setzen und ein klares Bekenntnis zur Versöhnung der Völker abgeben. Gleichzeitig wurde vor dem jetzt als Gedenkstätte dienenden jüdischen Ritualbad auch ein Gedenkstein des Kreises Miltenberg aus rotem Sandstein enthüllt, der mit einem Davidstern versehen ist und die Inschrift zeigt: "Den Opfern des Nationalsozialismus und aller Gewaltherrschaft". So erinnert seit dem 9. November 1992 die renovierte Mikwe und der Gedenkstein die Bewohner und die Besucher des Ortes an die vernichtete Jüdische Kultusgemeinde Kleinheubach.

**Mainstockheim** ist ein Winzerdorf im Landkreis Kitzingen. Hier existierte – und das war bekannt – bis ca. 1940 eine Jüdische Kultusgemeinde. Sie besaß in der heutigen Hauptstraße 213 eine 1836 erbaute Synagoge mit Gemeindehaus, Mikwe und einer siebenklassigen Schule, zeitweise war auch eine "Kleine Jeschiwa", eine Vorbereitungsanstalt zur Talmud-Schule, in dem Gebäude untergebracht. Dem Gemeindezentrum von Mainstockheim widerfuhr 1938 das gleiche Schicksal wie vielen jüdischen Kultbauten im

ganzen damaligen "Deutschen Reich": die Inneneinrichtungen wurden vernichtet; die Baulichkeiten wurden hingegen nur geringfügig beschädigt. Im Laufe der Zeit wechselten Nutzung und Besitzer des Gebäudes: nach Kriegsende war es zunächst Unterkunft für Flüchtlinge aus dem Osten und ging später in den Besitz der römisch-katholischen Kirche über, die es auch gegenwärtig noch als "Gotteshaus" nutzt. Eine schlichte Gedenktafel mit folgendem Wortlaut – an der Außenwand des Kirchengebäudes angebracht – erinnert heute noch an die frühere Funktion des Bauwerks: "Dieses Gebäude, erbaut 1836, diente der Jüdischen Kultusgemeinde als Synagoge. Die Gemeinde gedenkt ihrer ehemaligen jüdischen Mitbürger, zur Erinnerung und Mahnung." Ein rundes Fenster, das sich über dem Aron Hakodesch befand, ist noch gut sichtbar.

Damit wären eigentlich alle steinernen Zeugnisse ehemaligen jüdischen Lebens in Mainstockheim genannt. Im Dezember 1992 wurde dann völlig überraschend von der Architektin Michaela Denk eine bis zu diesem Zeitpunkt völlig unbekannte Mikwe gefunden. Frau Denk führte im Auftrage der Universität Bamberg Untersuchungen auf dem Areal des ehemaligen Zisterzienserklosters südlich des "Schweizer Hauses" an der Straße von Kitzingen nach Dettelbach durch. Dieses Kloster war nach der Säkularisation als "Schloß Erbacher Hof" in Privatbesitz übergegangen. Oft hatte es die Besitzer – meist reiche Weinhändler – gewechselt. Unter den Schloßherren befand sich von 1827 bis ca. 1847 auch David Mendel, ein jüdischer Weinhändler. Heute ist der Gebäudekomplex im Besitz der Familie Brandner, die im einstigen Schloß das Alten- und Pflegeheim "Schloß Erbacher Hof" betreibt.

Während der Arbeiten an den verschiedenen Objekten des von einer Mauer umgebenen Schloßgebietes kamen einige ältere Dorfbewohner auf Frau Denk zu und berichteten ihr, daß sich an der östlichen Umfassungsmauer des Schloßareals der Eingang zu einem Geheimgang befinden soll, der angeblich bis nach Münsterschwarzach, Ebrach oder Kitzingen führt. Nähere Untersuchungen an der Mauer ergaben, daß sich südlich

des "Schweizer Hauses" tatsächlich eine Öffnung im Boden befand. Bei jetzt durchgeführten Grabungen konnte das Team der Universität feststellen, daß der Geheimgang in Wirklichkeit eine Mikwe war – bis zu diesem Datum völlig unbekannt und somit auch unerforscht.



Die Mikwe von Mainstockheim Foto: Schwier

Heute ist das Ritualbad gut sichtbar: durch eine Öffnung, die oberflächenbündig ist, kann man über 14 Treppenstufen 3,30m in die Tiefe gelangen. Die Öffnung wird von einem Kalksteinmauerwerk gesäumt. Die Anlage ist unmittelbar an die Umfassungsmauer angebaut. Das eigentliche Bad liegt unter dem Fundament der Umfassungsmauer, so daß Grundwasser zufließen kann. An Verputzspuren an der Umfassungsmauer kann man erkennen, daß die Öffnung der Mikwe ursprünglich überbaut war – wahrscheinlich mit einem leichten Bauwerk aus Fachwerk oder Holz. Frau Denk konnte feststellen, daß die gesamten Innenwände der Badeanlage mit Pinselglattstrich verputzt waren und daß die in die Tiefe führenden Treppenstufen, deren Oberfläche durch eine 2cm starke geglättete Zement-Mörtel-Schicht gebildet wird, aus Kalkstein gemauert ist. Der eigentliche unterirdische Teil des Bades ist von einem Segmentbogengewölbe überspannt, das ebenfalls aus Kalkstein besteht. Frau Denk berichtet weiter, daß in der Anlage zeitweise bis zu 1,50m Wasser steht; dies kann durch

das Ansteigen des Grundwasserspiegels begründet werden.

Es liegt die Vermutung nahe, daß David Mendel, Besitzer des Schlosses von 1827 bis 1847, die Mikwe bauen ließ und sie dann der damals über 120 Mitglieder zählenden Jüdischen Kultusgemeinde zur Verfügung stellte.

Nur einer Reihe von günstigen Umständen ist es wohl zu verdanken, daß dieser in seiner Art in Unterfranken einmalige Kultbau bis heute fast unbeschädigt erhalten geblieben ist. Die jetzigen Besitzer würden das Ritualbad gerne in dem jetzigen Zustand erhalten, fürchten aber, daß dies mit finanziellen Problemen verbunden sein wird, da die Renovierung und Erhaltung der gesamten Schloßanlage sehr kostspielig ist. Eigentlich könnte bereits ein hölzerner Überbau das Tauchbad vor Verfall schützen. Es wäre ein Gewinn, wenn dieses wertvolle Zeugnis jüdischer Vergangenheit in Bayern – in dem sich auch die ganz "normale" Landesgeschichte widerspiegelt – durch geeignete Maßnahmen der nachwelt erhalten bleiben würde.

In **Untermerzbach**, einer Gemeinde im nordöstlichen Teil Unterfrankens, gibt es schon seit 1902 keine Jüdische Kultusgemeinde mehr: sie war damals wegen starken Rückgangs der jüdischen Bevölkerung aufgelöst worden – die am Ort verbliebenen Juden hatten sich der Kultusgemeinde Memmelsdorf angeschlossen.

Trotzdem gibt es in Untermerzbach noch Zeugnisse einstigen jüdischen Lebens: Das einstige Synagogengebäude (mit Schulräumen für den Religionsunterricht) in der Jungengasse 1 und einen jüdischen Friedhof.

Der Friedhof, links der Straße von Untermerzbach nach Bamberg gelegen, ist von einem Maschendrahtzaun umgeben. Gut kann man hier unter vielen schönen, alten Grabmälern den ältesten Grabstein (mit einer entsprechenden Inschrift) aus dem Jahre 1841 und den Grabstein des Gelehrten Josef Reis aus Nymwegen erkennen.

Die Synagoge, zu Beginn des 19. Jahrhunderts erbaut, ist leicht zu finden. 1902, nach der Selbstauflösung der Kultusgemeinde an



Der "Synagogenhimmel" der einstigen Synagoge  
Untemerzbach

Foto: Schwierz

Privatleute verkauft, diente sie jahrelang als Getreidespeicher. Später wurde sie von den Besitzern zu einem schmucken Wohnhaus umgebaut. Das Besondere an diesem einstigen Synagogenbau, der wie ein Fachwerkhäus aussieht, ist heute von außen nicht sichtbar. Erst wenn man durch die Wohnung auf den Speicher gelangt, kann man eine große Seltenheit erkennen: unter dem Dach ist ein hölzernes Tonnengewölbe, früher die Decke der Synagoge. Einst waren die Holzbretter dunkelblau eingefärbt und mit vielen silbernen Sternen versehen – wer an die Synagogendecke blickte, konnte dort den "Synago-

genhimmel" sehen. Unter dieser Decke haben viele Gottesdienste stattgefunden, nach dem Verkauf war hier Getreide gelagert, heute überspannt sie den Speicher der Besitzerfamilie.

Das wird wohl nicht mehr lange der Fall sein: der junge Besitzer beabsichtigt, wegen Familienzuwachses das Gebäude auszubauen; dann muß der Synagogenhimmel unter dem Dach dem Ausbau weichen. Obwohl sich der Hauseigentümer an viele Persönlichkeiten und Institutionen gewandt hat mit der Bitte, den Synagogenhimmel zu übernehmen und irgendwo unterzubringen, hat er mit diesem Anliegen keinen Erfolg. Viele kamen, sahen die hölzerne Decke an, erklärten, man müsse etwas tun – und dann hörte der Besitzer nichts mehr. Er ist bereit, dieses Zeugnis jüdischer Vergangenheit kostenlos abzugeben. Es ist zu hoffen, daß sich bis Herbst 1993 doch noch ein Interessent findet, damit der "Synagogenhimmel" von Untemerzbach der Nachwelt erhalten bleiben kann.

Israel Schwierz  
Postfach 250139  
8700 Würzburg 25

## Der Buchwälder Treck

*nach Tagebuch-Aufzeichnungen niedergeschrieben von Erika Ponwitz*

Nachdem der Zweite Weltkrieg schon vier Jahre an allen Fronten um unser Vaterland tobte, die Städte in West- und Mitteleuropa dem Bombenterror ausgesetzt und zerstört waren, galten die Ostgebiete noch immer als Luftschutzkeller des deutschen Reiches.

Frauen und Kinder, auch Schulkinder mit ihren Lehrkräften aus den Großstädten wurden in den Ostgebieten, vorwiegend in Landgemeinden untergebracht.

Lediglich durch einen kleinen Bombenangriff im Herbst 1944 auf Breslau war die Ruhe im Osten unterbrochen. Auch Batschka-Deutsche, die ihre Heimat verlassen mußten, trafen im Herbst 1944 mit Pferden und Wagen schwer beladen und müde in unserem Dorf ein.

Der Krieg hatte in vielen Familien schmerzliche Lücken gerissen. In steter Ehrfurcht erinnern wir uns aller, die ihr Leben für Heimat und Vaterland hingaben.

Noch einmal war es uns vergönnt, das Weihnachtsfest 1944 in unserem Heimatdorf Buchwald mit allen Bewohnern, auch in unserer lieben Kirche zu feiern.

Das Jahr 1944 ging still zu Ende. Das Neue Jahr 1945 wurde so still und ernst begrüßt, wie kaum ein Jahr zuvor. Noch waren wir ahnungslos und hatten die Hoffnung, daß uns das Neue Jahr den langersehten Frieden näherbringt. Aber schon nach einigen Tagen wurden Gerüchte laut, daß die Russen einen großen Durchbruch nach Schlesien vorbereiten. Schon vernahm man auch aus der Ferne Geschützdonner.

Am 19. Januar erhielt unser Bürgermeister den Auftrag, mit einigen Soldaten Quartiere zu belegen. Nun jagte eine Schreckensnachricht die andere. Bald hieß es auch, russische Panzer seien in den Nachbarkreis Namslau durchgebrochen. Diese Nachricht hat sich bestätigt. Noch am Abend des 19. I. erreichte

uns die Weisung, daß am nächsten Tage Frauen und Kinder, Alte und Kranke, für etwa 14 Tage, in Ortschaften links der Oder in Sicherheit gebracht werden müssen. Für Buchwald war Neudorf, Kreis Schweidnitz, als Ausweichquartier bestimmt. Schon am nächsten Morgen, dem 20. I. 1945 um 7.30 Uhr sollte der Treck unser Dorf verlassen.

Die zur Verfügung stehenden Wagen mußten alle Bewohner, die in Sicherheit gebracht werden sollten, mitnehmen. Nur das Notwendigste an Lebensmitteln, Kleidung, Betten und Futter für die Pferde konnte auf den Wagen untergebracht werden.

An Schlaf war nicht mehr zu denken. Ratlos liefen die Menschen umher und versuchten das Nötigste für jede Einzelperson zusammenzupacken und auf den Wagen zu verstauen. In unbeschreiblicher Hast und Angst wurde in der Nacht vom 19. zum 20. Januar in jedem Haus und Hof gepackt.

Die Wagen wurden, soweit als möglich, mit Planen und Teppichen überdeckt. Zwischen Heu, Kisten und Säcken mußte etwas Raum für alte Leute, Kleinkinder und den Gespannführer freibleiben. Vereinzelt wurden gedeckte Kutschwagen für Alte und Gehbehinderte angehängt. Zuletzt wurden die Betten und noch einige Kleidung in Säcke gestopft. Als wir erschöpft und traurig unsere Habe gepackt und aufgeladen hatten, graute der Himmel schon. Wir zogen uns zur Treckreise um, ein gutes Kleid, darüber einen Trainingsanzug oder Skihosen, um den Hals eine kleine Tasche mit den wichtigsten Papieren, Gummistiefel oder Skischuhe, Mütze oder Kopftuch.

Schnell ging's nochmal durch alle Räume und in die Ställe zu den zurückbleibenden Tieren.

Unsere französischen Kriegsgefangenen wurden noch vor unserem Weggang entlassen.

Schon leuchtete die Morgensonne hell und klar auf unser Heimatdorf, das wir nun am 20. Januar, morgens um 7.30 Uhr bei 20 Grad Kälte und Schneeglätte, Wagen für Wagen für immer verlassen mußten. Ein letzter Blick, ein letzter Gruß dem Heimathaus!

Die Führung des Trecks mit 96 Wagen übernahm Herr Hauptlehrer Kantor Spliesgart.

Mit uns treckten auch die Batschka-Deutschen und eine Breslauer Lehrerin mit einigen Kindern, die nicht mehr rechtzeitig zu ihren Eltern zurückkehren konnten. Zurück blieben die Betriebsführer, um mit den polnischen Arbeitskräften das Vieh weiter zu versorgen.

Familien, die keine Pferde besaßen, wurden den Bauern zugeteilt. Unseren Treck betreute Schwester Margarete Maus in Krankheitsfällen. Die Jugend marschierte größtenteils neben den Wagen her, um die Pferde zu entlasten und die Kälte besser zu überwinden.

Unsere erste Tagestour führte über Bernstadt, Langenhof, Postelwitz nach Minken. In Bernstadt standen unzählige Menschen mit ihrem Handgepäck an den Straßen. Ihr Anblick erschütterte uns von Neuem. Flehentlich baten sie, mitgenommen zu werden, denn es bestand vollkommene Unklarheit, ob es noch eine Zugverbindung für Bernstadt geben würde. Soweit als möglich, wurde noch Gepäck aufgenommen, während die Menschen im Fußmarsch dem Treck folgten.

Am Abend des ersten Trecktages erreichten wir Minken. Der Ort war von den Bewohnern bereits geräumt. Nur polnische Arbeitskräfte betreuten das Vieh. In Scheunen und Ställen wurden die Pferde untergebracht. In den leerstehenden Räumen suchten wir uns ein Nachtquartier und konnten auch eine warme Suppe bereiten.

Am Sonntag, dem 21. 1. wurden alle Vorbereitungen für einen frühen Aufbruch getroffen, um die Ohlauer Oderbrücke zu erreichen. Aus den verschiedensten Richtungen kamen Trecks und Truppentransporte in Richtung Oderbrücke, so daß Stauungen eintraten und wir 5½ Stunden im Peisterwitzer Wald bei strenger Kälte warten mußten. Hinter uns hörten wir den Geschützdonner immer

stärker werden. Als wir in die Nähe der Oder vordringen konnten, wurden wir von Soldaten angewiesen, auf die Wagen zu steigen und sie nicht zu verlassen, weil das Gelände vermint und die Brücke zur Sprengung vorbereitet sei. Bei dem anhaltenden Stau war daher die Verzweiflung groß. Gegen 20 Uhr ungefähr konnten wir die Oderbrücke passieren und erreichten spät abends Göllnerhain, Kr. Ohlau. Der Ort war mit Truppen und anderen Trecks voll belegt, so daß an eine Unterbringung von Menschen und Pferden nicht zu denken war. Die Pferde wurden gefüttert und fest eingedeckt. Wir mußten die Nacht bei anhaltender Kälte auf den Wagen verbringen.

Am 22. 1. früh setzten wir die Fahrt fort und trafen mittags in Polwitz ein. Dort auf dem großen Gut der Familie von Eicke wurden wir überaus freundlich aufgenommen. Es wurde uns Waschgelegenheit geboten, denn in Göllnerhain hatten wir ja keine Gelegenheit dazu. Eine kräftige Kartoffelsuppe wurde gereicht. Ein Hochgenuß nach der durchfrorenen Nacht! Nachmittags ging es weiter bis Marktbohrau. Im Dunkeln suchten wir, wie überall unsere Quartiere. Die Unterbringung hier erfolgte teilweise in Massenquartieren. Für Mütter mit mehreren Kindern war es immer am schlimmsten. Die Verpflegung hatten wir noch aus eigenem Bestand.

Am Morgen verließen wir Marktbohrau in Richtung Zobten. Die weite Ebene lag hinter uns; es ging manchmal etwas beschwerlicher. Auf einem Vorwerk hielten wir Rast. Durch die N. S. V. bekamen wir eine warme Milch-Mehlsuppe. Das hartgefrorene Brot von der Heimat schmeckte sehr. Nach mühevollen Wegen schafften wir es, abends Zobten zu erreichen. Dort konnten wir zum Teil im großen Molkereihof des Herrn Walter Stadlin unsere Pferde und Wagen einstellen. Auch vielen Menschen wurde in den Räumen des Hauses Platz geboten. Es wurde heiße Milch ausgegeben. Wir konnten uns wieder ordentlich waschen und eine Nacht ausruhen.

Ich schrieb den 25. 1. in meinen Notizkalender, als wir Zobten verließen. Freundlich grüßte uns der Zobten, unser schöner blauer Hügel. Nun galt es, die letzte Strecke zu unserem Ziel zu bewältigen. Gegen 14 Uhr

trafen wir in Neudorf, Kr. Schweidnitz, ein. Eine geraume Zeit verging, bis Menschen und Tiere in ihren Quartieren untergebracht waren. Die Bewohner des Dorfes bemühten sich redlich, uns in jeder Weise beizustehen.

Wir hatten uns darauf eingerichtet, von hier aus in die Heimat zurückkehren zu können. Betten und Sachen wurden von den Wagen geholt, und wir versuchten, uns soweit wie möglich, häuslich einzurichten. Unsere Verpflegung war durch Lebensmittelmarken geregelt. Mit den Bewohnern von Neudorf entwickelte sich ein herzlicher Kontakt. Niemand hätte es für möglich gehalten, daß wir Neudorf in Richtung Westen, anstatt Richtung Heimat, gar bald verlassen mußten.

Die in Buchwald zur Fortführung der Betriebe verbliebenen Männer erreichten uns in Neudorf, nachdem sie am 21. 1. schon die Heimat verlassen mußten, um in Langenhof bei Bernstadt zu übernachten. Die russischen Panzerspitzen drangen schon durch Bernstadt in Richtung Oels vor. An ein Zurück der Männer von Langenhof nach Buchwald war nun nicht mehr zu denken.

Nach mehreren Ruhetagen in Neudorf mußten einige Gespanne unseres Trecks zurück ins Niemandsland um Lebensmittel und Futter für die Pferde zu holen. Nach drei Tagen kehrten sie schwer beladen zu unserer größten Freude heil zurück, denn der Kanonendonner wurde immer stärker. Die Vorratslager von Kanth bei Breslau sollten anschließend noch geräumt werden. Dieser Plan wurde durch das schnelle Vordringen der Russen vereitelt.

Einige Tage der Ruhe waren unserem Treck noch vergönnt. In meinem Kalender notierte ich den 11. 2. Es war ein Sonntag. *Die Konfirmanden* unseres Trecks fuhren mit ihren Angehörigen zur Einsegnung nach Peterwitz. Plötzlich brach erneut die Welle der Flucht über uns herein. Der Konfirmationstag wurde sehr getrübt. Das Dorf mußte sofort geräumt werden. Davon waren auch unsere Gastgeber in Neudorf betroffen, die genau wie wir, eiligst das Nötigste zusammenpacken und auf Wagen verstauen mußten. Das fertige Mittagessen wurde in Töpfen mitgenommen.

Die bisher mitgeführten Kutschwagen ließen wir zurück, weil diese zusätzliche Belastung in den Bergen nicht mehr zu verkraften war. Hinzu kam, daß unsere Wagen größtenteils mit keiner Bremsvorrichtung versehen waren, die wir in der weiten Ebene unserer Heimat nicht benötigten. Mit Stangen und Ketten wurden provisorische Vorrichtungen beschafft. Nachdem die Habseligkeiten und Futter für die Pferde aufgeladen waren, verließen wir gemeinsam mit den Einwohnern am 11. 2. gegen 16 Uhr Neudorf, Kr. Schweidnitz.

Am späten Abend kamen wir bei strenger Kälte und glatten Straßen in Waldenburg an. Hier konnten die Wagen auf dem Gelände des Schlachthofes und die Pferde in den Viehhallen untergebracht werden. Gern hätten wir noch einen Tag hier Rast gehalten, aber, wie überall, war auch hier höchste Eile geboten.

So ging es am Montag, dem 12. 2. von Waldenburg nach Friedland über ziemliche Höhen. Die Fahrt wurde furchtbar für Menschen und Tiere. Besonders die Gespannführer mußten starke Nerven bewahren. Zweispännig war es unmöglich, die Strecke bergauf bei der Glätte zu bewältigen. Mit gegenseitiger Hilfe und zusätzlichen Gespannen aus den Nachbargemeinden mußten die Wagen vierspännig über den Berg gebracht werden. Dadurch entstand ein Zeitverlust von über 5 Stunden.

Die Abfahrt stellte durch die notdürftigen Bremsen nicht geringere Anforderung an Menschen und Pferde. Immer wieder stellten sich Wagen quer, drohten den Abhang hinunterzustürzen und blockierten die Straßen. Mit Stangen liefen wir neben den Wagen her, um die Hinterräder zu bremsen.

Am späten Abend erreichten wir Friedland. Durch Dienststellen der N.S.V. wurde Verpflegung ausgegeben und die Notquartiere angewiesen.

Über Göhlenau ging die Treckroute am 13. 2. in Richtung Sudetengau. Am 14. 2. abends erreichten wir Hauptmannsdorf im Sudetenland. Das Dorf war schon stark mit Wehrmacht belegt. Trotzdem war die Bevölkerung bemüht, auch unseren Treck unterzubringen. Die sehr freundlichen Bewohner von Hauptmannsdorf blieben uns lebhaft in

Erinnerung. Auch sie hatten schon ihre Wagen gerüstet in den Gehöften stehen. Zwei Tage durften wir rasten, um uns von den Strapazen auszuruhen. Die tapferen Gespannführer, ob Männer oder Frauen, konnten oft ihre Hände nicht mehr fühlen vor Kälte und Anstrengung.

So mußten wir am 16. 2. von Hauptmannsdorf Abschied nehmen. Es galt den Hutberger Paß zu überqueren. Mit neuer Angst ging es weiter bergauf und abwärts. Als auch die Höhen des Falkengebirges überwunden waren, kamen wir in die Tschechoslowakei.

Unser Treckführer hatte in Hauptmannsdorf mit dem dortigen Lehrer den weiteren Plan durchgearbeitet. Jedoch mußten oft Änderungen vorgenommen werden; somit ging es manchmal kreuz und quer durch die Tschechoslowakei und das Sudetenland. Durch Politz, Kostelitz, fuhren wir bis Nachod. Weiter ging es bis Josefstadt. Dort wurden Menschen und Tiere in den weiten Hallen des Fliegerhorstes untergebracht. Die N. S. V. übernahm weiterhin unsere Verpflegung.

Fast immer kamen wir spät abends in unseren Quartieren an, oft zu müde, um noch unsere Kartoffelsuppe zu holen. Aber es half nichts, alle hatten das Verlangen nach etwas Warmen. Die Pferde bekamen ebenso ihre Rationen täglich zugeteilt. Selten hatten wir das Glück, in kleineren Dörfern Heu zu bekommen. In den täglich fremden Orten wurde die Unterbringung durch spätes Eintreffen im Nachtdunkel zur Qual. Weit mußten wir oft laufen, um Pferde und Wagen unterzubringen. Die Gespannführer mußten das Futter, welches unser Bürgermeister ausgab, herbeiholen. Wir andere holten das Essen irgendwo an der Ausgabestelle und suchten endlich das Strohlager oft in entgegengesetzter Richtung, um es mit unseren Decken oder Mänteln zu versehen, denn es war von vorausgegangenen Trecken schon arg mitgenommen.

Die Hygiene bereitete uns überall Kummer und Schwierigkeiten. Im wüsten Durcheinander zogen wir es oft vor, trotz Kälte, auf unserem Wagen zu übernachten. Unser treuer Schäferhund Greif, der uns auf unserem Treck begleitete, lag dabei auf unseren Füßen und wärmte uns.

Am 19. 2. erreichten wir Königgrätz. Durch kleinere Orte gelangten wir am Mittwoch, dem 21. 2. nach Chlumetz. Dort konnten wir in der Schule übernachten. Am 22. 2. wurde Podibrat erreicht. Weiter ging es durch Melnitz und Schlan. Dort in der Nähe fohte nachts eine unserer Stuten und mußte am nächsten Tag wieder den Treckwagen ziehen, während wir das Fohlen den tschechischen Bauern zurücklassen mußten.

Verluste an Menschen sind uns nicht erspart geblieben. Verstorben sind: Frau Jerchel, Bäuerin aus Buchwald; Frau Wengler, Mutter des Kaufmanns Gustav Wengler aus Bernstadt und ein Kleinkind. Sie wurden in Postelberg beerdigt.

Unser Treck mußte danach weiter. Durch Wiedlitz ging es am 25. 2. nach Deutsch-Horschowitz, wo wir von den sudetendeutschen Gastgebern sehr freundlich aufgenommen wurden. Dort durften wir zwei Tage bleiben, was Menschen und Tiere bitter nötig hatten. Unsere Sachen wurden auf den Wagen geordnet, Wäsche durften wir waschen und trocknen so gut es ging und bekamen gute Verpflegung. Unsere Gespannführer konnten frisches Heu für die Pferde aufladen, das sonst immer sehr knapp war. Schwere Herzens trennten wir uns von unseren Gastgebern, die uns noch selbstgebackene Buchteln aus Hefeteig mitgaben.

Am 27. 2. kamen wir in Jechnitz an und wurden ebenfalls recht freundlich aufgenommen. Den nächsten Morgen ging es jedoch weiter, denn höchste Eile war geboten. So erreichten wir am 28. 2. Plaß in der Tschechoslowakei. Mit der Unterbringung dort war es wieder schwieriger. Man konnte sich mit den Tschechen nur schlecht verständigen. Auch schlossen manche Bauern schnell ihre Hoftore zu, wenn wir um Heu für die Pferde baten. Es gab natürlich auch unter den Tschechen hilfsbereite Leute, die uns für die Abend- und Nachtstunden mit Kaffee oder Tee versorgten und ebenfalls den Pferden Heu spendeten.

Unsere Tagesration bestand weiterhin aus einem Stück Brot und einer Scheibe Wurst, ebenso die Eintopfsuppe aus Kartoffeln, auch einmal aus Reis.

Die grimmige Kälte ließ endlich nach. Dafür wurde auf manchen Straßen das Fahren recht beschwerlich.

Wir kamen durch Mies nach Pilsen. Es mußte in ziemlichen Abständen durch Pilsen getreckt werden wegen Tieffliegergefahr. Unser nächstes Ziel sollte Speierling im Sudetenland sein. Durch schlechte Wegverhältnisse gelangten wir nochmals bis Pilsen.

Endlich, am 4. 3., konnten wir in Speierling zwei Tage rasten. Auch hier begegneten uns die Menschen recht freundlich, so daß wir nur sehr schwer zu bewegen waren, weiter zu trecken.

Wir konnten es kaum noch ansehen, wie schwach unsere Pferde schon waren. Oft wurden täglich 40, sogar 45 km zurückgelegt – bei wenig Futter!

Doch mußte am 6. 3. weitergefahren werden, so daß wir ungefähr am 7. 3. Bischofteinitz und am 8. 3. Taus erreichten.

Langsam kamen wir dem Frühling entgegen. Dafür wurden die Wege bergig und beschwerlich. In Taus gab es noch eine Radpanne. "H a a l t" klang es von Wagen zu Wagen bei einer Panne. Aber immer konnte der ganze Treck nicht stundenlang warten. Der zurückbleibende Wagen mußte später allein weiterfahren und sehen, wie er den rechten Weg fand.

Durch Furth im Wald am 9. 3., kamen wir am 10. 3. mühsam und nicht ohne Vorspann in Rimbach an. Weiter mußten wir nach diesen Strapazen nach zweitägiger Rast am 12. 3. über Kötzing, Miltach, Chamerau. In meinen kleinen Kalender schrieb ich in den letzten Tag, den 13. 3., als wir in Chammünster eintrafen. Tiefflieger erschreckten uns furchtbar, Sirenen heulten von der nahen Stadt Cham. Wir suchten Schutz in den Gräben, während die Pferde mit den Wagen die Flucht ergriffen.

Dieser letzte Trecktag wird uns allen noch sehr in Erinnerung sein. Es ist kaum zu beschreiben, wie wir alle bei unserer Ankunft in Bayern aussahen.

In viele Orte des Kreises Cham wurde der Treck nun aufgeteilt. Wir wurden gut aufgenommen dort. Es sollte unsere zweite Heimat sein für Jahre, für einige unseres Dorfes für immer.

In unseren Herzen nagte das Heimweh. Die Flucht mit allen unsagbaren Strapazen für Menschen und Tiere machte uns mutlos und verzagt. Und doch dürfen wir nur recht von Herzen dankbar sein, für den täglichen Schutz, den uns unser Schöpfer verlieh!

Elli Deppisch, Schützenhausstraße 6,  
8701 Gelchsheim

*Ulrich Distler*

### Johann Michael Kupfer – ein fränkischer Künstler in Wien

Am 4. Juni 1859 erblickte Johann Michael Kupfer in Schwabach das Licht der Welt. Seine Kindheit und Jugendzeit verbrachte er in dem elterlichen Anwesen "auf der Wöhrwiese 8". Von 1865 bis 1872 besuchte er die Seminarübungsschule. Einer seiner Schwabacher Schulfreunde war August von Parseval, der spätere Erfinder des halbstarren, lenkbaren Luftschiffs. Während der Schulzeit fiel Kupfers Begabung im Porträtieren auf. So zeichnete er damals den Feldmarschall Graf Moltke.

Mit 14 Jahren kam Kupfer als Lehrbub zu dem damals bekannten Bildhauer Wilhelm

Goeß in Nürnberg. Später war er als Geschäftsführer tätig, wenn sich der Meister in Reichenhall zur Kur befand.

Vom Wintersemester 1876/77 bis zum Sommersemester 1878 war Kupfer Schüler an der Königlichen Kunstgewerbeschule in Nürnberg. Sein Lehrer war dort der Heidehoff-Schüler Prof. Georg Eberlein. Am 17. Oktober 1878 trug er sich in das Matrikelbuch der Akademie der Bildenden Künste in München ein. Er fand Aufnahme in der Meisterschule für Bildhauerei bei Prof. Max von Widmann. Außerdem belegte er noch die Antikenklasse (Zeichnen), die Prof. Alexan-



Sickenbergschloß außen, abgetragen 1955

Foto: Bezirksmuseum Döbling

der Strähuber, ein Schüler Julius Schnorr von Carolsfelds, leitete. Im zweiten Jahr besuchte Kupfer die Zeichenschule (Akt und Studienkopf) bei Prof. Alois Gabl.

Im Wintersemester 1880 studierte er schließlich an der Akademie der Bildenden Künste in Wien. Kupfers Lehrer, Bildhauer Prof. Edmund von Hellmer, erkannte die zeichnerische Begabung seines Schülers und riet ihm, zur Malerei überzuwechseln. Um das Studium der Malerei finanzieren zu können, beteiligte sich J. M. Kupfer an einer Ausschreibung für die Errichtung eines Pilgerbrunnens vor der Aschaffenburg Stiftskirche und trat damit in Konkurrenz zu seinem Nürnberger Lehrer, Prof. Eberlein. "Ich wurde mit der Ausführung der Modelle, die in Aschaffenburg dann in Stein ausgeführt wurden, betraut...", schreibt der Künstler in seinem Lebenslauf. Am 25. August 1882, dem Geburtstag König Ludwigs II. wurde der Brunnen in Aschaffenburg feierlich eingeweiht.

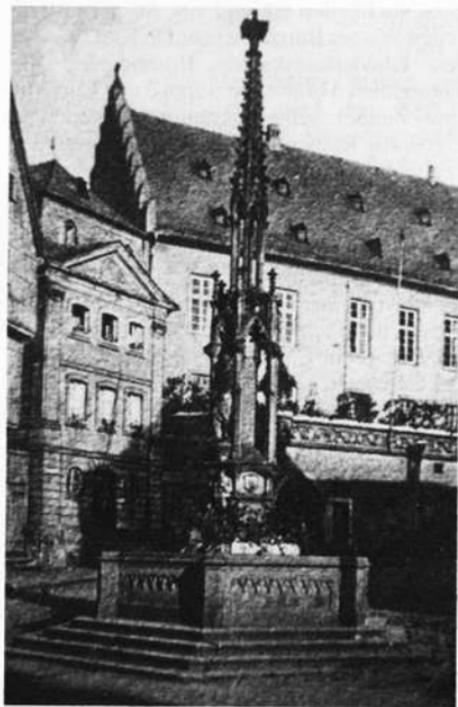
Nachdem Kupfer im ersten Semester des Jahres 1881/82 an der Wiener Akademie als Gast Anatomie und Geschichte gehört hatte, wandte er sich im zweiten Halbjahr der Malerei zu. Er besuchte die allgemeine Malerschule unter Prof. Karl Wurzinger. Am Ende des Sommersemesters stellte dieser fest, daß Kupfers Porträts "so packend ähnlich wären, wie man sie nicht packender machen könne." Dies hätten auch die Professoren Makart und Angeli festgestellt. Nach einem Ferienaufenthalt in Schwabach wechselte Kupfer 1882/83 an die Kunstakademie in Karlsruhe. Sein dortiger Lehrer war Prof. Ferdinand Keller, der badische Makart.

Im Sommer 1883 kehrte Kupfer nach Wien zurück. "Nun ging bei mir das Studieren in allen möglichen Lokalen, Kaffee's, Wirtshäusern in der innern Stadt und in den äußeren Bezirken, bei den sogenannten 5 Kreuzertänzen, in den Lokalen, wo viele Gauner verkehrten, am Liniengraben, am Laaerberg usw. los", schreibt er später in seinem Lebenslauf.

Seinen ersten großen Erfolg als Maler hatte Kupfer mit dem Bild "Auf der Mensur". Das 1886 entstandene Gemälde ist noch heute im Besitz der Wiener Akademischen Burschen-

schaft Olympia. Auch dem Wiener Volksleben fühlte sich Kupfer verpflichtet. So rief er die Wäschermädelbälle wieder ins Leben und arrangierte sie 10 Jahre hindurch. Selbstverständlich porträtierte er auch das eine oder andere Wäschermädel. Sein "Sonntagstanz der Wiener Wäschermädchen" erschien in der Zeitschrift "Gartenlaube". Ja Kupfer entwarf sogar eine Festtracht der Wäschermädel.

Sehr oft hielt sich der Maler auch im Vorort Nußdorf auf. Um 1899 mietete er zwei Säle im Sickenberg-Schlößchen und richtete sie als Atelier ein. Einige Jahre vorher entstand eines seiner bedeutendsten Genrebilder: "Bei den Schrammeln in Nußdorf". Kupfer malte die Gebrüder Schrammel bei ihrem Auftritt im Gartenlokal Kahlenbergerstraße 8. Das Bild fand in Wien zahlreiche Bewunderer,



Pilgerbrunnen Aschaffenburg. Vorlage: Alte Ansichtskarte um 1900, Stadtarchiv Aschaffenburg

aber keinen Käufer. Auf einer Ausstellung des Nürnberger Albrecht-Dürer-Vereins kaufte es schließlich der Rother Drahtfabrikant Wilhelm Stieber. Das Gemälde zierte die Gemäldegalerie im Rother Schloß Ratibor. Leider ist es verschollen.

Von Nußdorf aus hatte Kupfer weiterhin Kontakt zu seinem Geburtsort Schwabach. Von hier aus regte er die Errichtung eines Schwabacher Stadtmuseums an. Hin und wieder weilte er auch in seiner Heimatstadt. So besitzt die Privilegierte Feuerschützengesellschaft Schwabach drei Schießscheiben Kupfers. Der Velozipedklub besaß einst einen von Kupfer bemalten Humpen. In Kupfers Nußdorfer Atelier hingen Zeichnungen, deren Motive er dem Schwabacher Volksleben entnahm. Eine Skizze zeigte den Nadler Weyermann beim Schleifen der Nadeln, eine andere den Polizisten beim Ausschellen wichtiger Mitteilungen des Magistrats auf dem Schwabacher Marktplatz.

In seinem Atelier gingen auch angesehene Persönlichkeiten ein und aus. So porträtierte er den Wiener Bürgermeister Dr. Karl Lueger, den Klavierfabrikanten Bösendorfer, die Komponisten Franz von Suppé und Carl Michael Ziehrer. Seine Ausstellungen besuchten Erzherzog Rainer und Kaiser Franz Joseph I. Letzterer ließ sich von dem Wahlwienener Kupfer sogar die Vorgänge beim Heurigen erklären. Übrigens hatte sich der Franke Kupfer während seines jahrzehntelangen Aufenthalts in der Donaumetropole so akklimatisiert, daß er sich von einem echten Wiener kaum unterschied, auch sprach er das Wienerische wie nur irgend ein Eingeborener "vom Grunde". Der Schwabacher Heimatschriftsteller Heinrich Krauß schreibt über ihn: "Ohne viel zu reden, trank er in seinem Winkel an einem Hauertisch stillvergnügt sein Viertel und 'immer noch ein Vierterl'. Der Wein tat ihm nichts, sie verstanden sich aufeinander, er und der Heurige von Nußdorf, und von seinem Zechertisch hat er sich manches seiner späteren Bilder nachhause getragen."

Einige Jahre vor seinem Tod mußte er das Atelier im Nußdorfer Schlößchen verlassen, da der Bau von nun an als Erholungsstätte für Nervenranke diente. Seine Lebenskraft schwand zusehends. Er kränkelte und starb in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1917 an einem Herzschlag. Kupfer fand auf dem Wiener Zentralfriedhof seine letzte Ruhestätte. Das Grab, ein Kriegsgrab, ist dort leider nicht mehr vorhanden.

Sowohl in Wien als auch in Schwabach erinnern Straßennamen an Johann Michael Kupfer. In seiner Vaterstadt Schwabach wurden ihm 1926 und 1987 Ausstellungen gewidmet. Anlässlich seines 75. Todestages veranstaltet das Bezirksmuseum Döbling eine Sonderausstellung, die während der Wiener Festwochen (22.8. bis 26.9.1992) in der Villa Werheimstein stattfinden wird. Hier werden jene Gemälde Kupfers zu bewundern sein, die sonst in den Depots des Historischen Museums der Stadt Wien schlummern.

Der Verfasser dieser Zeilen wird am 20. Juni 1992 beim Schwabacher Geschichts- und Heimatverein einen Vortrag über Leben und Werk des Künstlers halten.

Sollten Leser des "Frankenlands" weitere Werke Kupfers in fränkischem Besitz kennen, wäre ich für Mitteilungen dankbar.

Ulrich Distler, Stadtparkstr. 21 d, 8540 Schwabach

#### Literaturnachweis:

A. Martinez:

Wiener Ateliers. Bd. V, Wien 1909, S. 29-41  
(mit Lebenslauf des Künstlers)

Heinrich Krauß:

Der Maler Johann Michael Kupfer. Zur Kupfer-Ausstellung im Luitpoldschulhaus am 20. und 21. November.

In: Schwabacher Tagblatt Nr. 372, 20. 11. 1926.

Thieme-Becker:

Allg. Lexikon der Bildenden Künstler, 1928,  
Bd. 22, S. 126 f.

## 200 Bayreuther besuchten jüdischen Friedhof

Das Tor zum jüdischen Friedhof an der Nürnberger Straße ist fest versperrt – und ein neben dem Tor angebrachtes Schild weist darauf hin, daß man diese Gräberstätte nur mit besonderer Genehmigung der Israelitischen Kultusgemeinde betreten darf. Daß es viele Bayreuther gibt, die gern einmal einen Blick hinter die Mauer werfen würden, wurde jetzt deutlich. Als der Frankenbund am Sonntag zu einer Besichtigung einlud, kamen fast 200 Interessenten.

Da es gleichzeitig heftig zu regnen begann, hatte Josef Gothart, der Vorsitzende der Kultusgemeinde, trotz rührender Bemühungen kaum mehr eine Chance, noch irgendwelche Informationen zu übermitteln. Er hat angeboten, den Frankenbund demnächst in die Synagoge einzuladen, um dort insbesondere über die Grabinschriften zu informieren.

Wichtig zu wissen ist über den Bayreuther Judenfriedhof, daß er erst 1787 eingeweiht und in den Jahren 1846 und 1906 erweitert wurde. Zuvor wurden die Bayreuther Juden in Baidersdorf, Burgkunstadt und Aufseß begrabene.

Nach den Vorschriften des Talmud ist die Räumung eines Grabes, um einen anderen darin zu bestatten, nicht gestattet. Jüdische Gräber bleiben auf ewige Zeiten unverändert – deshalb findet man auch auf dem Bayreuther Friedhof uralte Grabsteine neben ganz neuen.

Erst seit neuerer Zeit gibt es auf den jüdischen Friedhöfen Leichenhallen, in denen die Reinigung, Bekleidung und Einsargung der Leichen sowie die Trauerfeiern erfolgen. Die Bayreuther Leichenhalle befindet sich in einem sehr guten Zustand. Die kleine jüdische Gemeinde, die nur 50 Mitglieder zählt – bis zum Zweiten Weltkrieg lebten in Bayreuth über 300 Juden –, ist dem früheren Oberbürgermeister Hans Walter Wild heute noch dafür dankbar, daß er für einen ausreichenden Zuschuß sorgte.

Gothard kündigte weiter an, daß demnächst auf dem Bayreuther Judenfriedhof ein Denkmal errichtet werden soll, das sowohl den im Ersten Weltkrieg für Deutschland gefallenen Juden als auch den sechs Millionen Opfern des Holocaust gewidmet sein wird.

Trotz des schlechten Wetters stattete der Frankenbund dann auch noch dem Kreuzstein am Haus der Familie Wehrfritz einen Besuch ab. Hier wurden verschiedene Rettungsmöglichkeiten erörtert. Die Familie Wehrfritz hat angeregt, auf der Hofseite ihres Hauses ein Gewölbe freizulegen und den Stein dort, für alle Interessenten zugänglich, aufzustellen. Befürwortet wird nach wie vor auch, den Stein zu präparieren und ihn an seinem Platz zu belassen. Präparieren müßte man ihn übrigens auch dann, wenn man ihn ins Museum bringen und am Hause Wehrfritz eine Nachbildung anbringen wollte. W.W.

## Fränkisches in Kürze

**Reichskleinodien und Ostermarkt in Nürnberg.** Vom 26. März bis 12. April müssen sich die Marktfräulein mit ihren Obst- und Gemüseständen auf dem Nürnberger Hauptmarkt wieder etwas einschränken, denn der Osterverkaufsmarkt wird sich traditionell in der guten Stube der Frankenmetro-

pole ausbreiten und den Bereich um den Schönen Brunnen um einige Nuancen bunter gestalten. Etwa 50 Händler bieten dann täglich – ausgenommen am Karfreitag – "Gebrauchsartikel des täglichen Bedarfs", vor allem aber irdenes Geschirr in großer Auswahl. Die prallvollen Buden und

Stände stellen ein Relikt aus jener Zeit dar, als in Nürnberg das Heiltum (Reichskleinodien und Reliquien) "gewiesen" wurden. Als König Sigismund mit einem Brief vom 29. September 1423 dem Rat und der Stadt Nürnberg die Reichskleinodien "für ewige Zeiten" zur Aufbewahrung übergab, gestattete er auch, eine Handelsmesse von 14 Tagen Dauer abzuhalten. Die Heiltumsmesse begann jeweils am Tage der Weisung, bei der die Schätze dem Volke gezeigt wurden und zu der Gäste aus nah und fern herbeiströmten. Nürnberg hat die Reichskleinodien seit 1796 an Wien verloren, wo sie aus Sorge vor den Franzosen vorübergehend aufbewahrt werden sollten. Im Germanischen Nationalmuseum ist nur noch die große, silberbeschlagene Truhe zu sehen, in der sie rund 350 Jahre lang behütet wurden. Kopien des Reichsschatzes werden neuerdings in einer Vitrine im Rathaus Wolff'scher Bau ausgestellt. fr Nr.472

**Kanzelaltar in Brand soll rückversetzt werden.** Der in der Sakristei abgestellte alte Kanzelaltar der Evang.-Luth. Kirchengemeinde Brand ist der früheste "Retabelkanzaltar" innerhalb der heutigen Grenzen von Bayern.

Im Jahr 1696 dürfte dieser Kanzelaltar aufgestellt worden sein. Die Kanzel war bereits 1693 gestiftet worden, der Altar dazu zwei Jahre später. Sehr wahrscheinlich wurden da auch die beiden Teile zusammengefügt zu dem in der Barockzeit besonders geschätzten einheitlichen axialen und symmetrischen Aufbau.

1935 verbannte man den Kanzelaltar auf Betreiben des damaligen Pfarrers, gegen den Willen des Kirchenvorstandes, in die Sakristei. Nunmehr bedeutete es große Überzeugungskraft, das Landesamt für Denkmalpflege dazu zu bewegen, die Rückversetzung des Kanzelaltars an seine alte Stelle zu gestatten. Diese Hürde ist inzwischen genommen. Die Kirchengemeinde möchte nun versuchen, im Rahmen der Renovierung der St. Margarethenkirche den Kanzelaltar wieder in den Kirchenraum zurückzubringen. Er soll wieder seine alte ursprüngliche Funktion erhalten. Planungen hierzu laufen bereits.

Die Kirchengemeinde hofft, bis zum Jubiläum des Kanzelaltars 1995 die nötigen Restaurierungsarbeiten durchgeführt zu haben. Dann kann der durch seine künstlerische und heraldische Ausstattung interessante Aufbau wieder seinem Zweck



**Dauthendey-Plakette vergeben.** Im Rahmen einer Nachfeier zum 90. Geburtstag des fränkischen Dichters Dr. Hermann Gerstner wurden in Würzburg an drei Persönlichkeiten die Dauthendey-Plakette FÜR VERDIENSTE UM DIE FRÄNKISCHE DICHTUNG vergeben. Der 1. Vorsitzende

der Dauthendey-Gesellschaft, Dr. Karl Hochmuth (2. v. l.), überreichte die Auszeichnungen an Irene Reif, Nürnberg (2. v. r.), Franz Schaub, Aschaffenburg (rechts) und Walter Roßdeutscher, Würzburg Gerbrunn (links).

dienen und von der Gemeinde, aber auch auswärtigen Besuchern, bewundert werden. Im Zuge dieser Renovierung soll auch ein Buch über die Geschichte der Gemeinde und Pfarrei Brand erstellt werden.

**"Grüner Pfad" informiert über Kulturlandschaft.** "Grüner Pfad" ist die Bezeichnung für einen 2,5 Kilometer langen Rundweg, der in Windischgailenreuth über dem Wiesenttal zwischen Ebermannstadt und Gößweinstein auf einem etwa 60 Hektar großen Gelände über landwirtschaftliche Kulturen informiert. Er lädt in Zeiten des Bauernhofsterbens zur Auseinandersetzung mit allgemein interessanten Fragen aus der Landwirtschaft, dem Acker- und dem Pflanzenbau ein. Der "Grüne Pfad" in Windischgailenreuth, dem "Zentrum für pflanzenbauliche Schauversuche", ist mit Informations-Kästen ausgestattet, die an den jeweiligen Versuchsfeldern Auskunft über die energiereiche Maispflanze Ölrap, den Lebenslauf eines Weizenkorns oder die Sommer- und Winterform der Gerste geben. Der informative Wanderweg ist eine Initiative des Amtes für Landwirtschaft in Forchheim. fr Nr. 472

**BIBLIOTHECA FRANCONIA.** Die "Bibliotheca Franconia" hat es sich zur Aufgabe gemacht, Faksimilendrucke seltener Bücher zur fränkischen Geschichte und Kulturgeschichte herauszubringen. Den Liebhabern fränkischer Landschaft und Literatur soll dadurch der Erwerb wichtiger Texte, in die eigene Nachworte einführen, in preiswerten Ausgaben ermöglicht werden. Weitere Informationen über Buchversand Matthias Flury, E.-Buchner-Str. 17, W-8706 Höchberg, Tel. 09 31 / 408409.

**Das Mainfränkische Museum Würzburg** auf der Festung Marienberg zeigt vom 10. Februar bis 18. April 1993 in einer Sonderausstellung "Klosterarbeiten aus fränkischen Sammlungen". Unter Klosterarbeiten versteht man Gegenstände der religiösen Andacht; sie wurden vorwiegend in Klöstern, meist in Frauenklöstern, hergestellt. Am häufigsten handelt es sich um kleine Schreine und Bildtafeln, in deren Zentrum sich eine Reliquie, ein Andachtsbildchen, ein Relief oder eine Figur befindet. Umgeben sind diese zentralen Darstellungen von reichhaltiger Gold- und Silberdrahtarbeit, oft auch von Arrangements mit wertvollen Stoffen. Bei der Anfertigung jener Dinge wurden nur einfachste technische Hilfsmittel verwendet; entscheidend war neben Geschick, Geduld und

Zeit eine hingebungsvolle Frömmigkeit. Die Ausstellung vereinigt ca. 120 Stücke solcher Kostbarkeiten aus den verschiedensten fränkischen Sammlungen. Neben dem Mainfränkischen Museum Würzburg haben die Kunstsammlungen der Diözese Würzburg, die Museen in Miltenberg und Karlstadt, das Spessartmuseum Lohr, das Henneberg-Museum Münnerstadt, das Kloster Schmerlenbach sowie zahlreiche Privatsammler mit Leihgaben zu der Ausstellung beigetragen. Die volkswissenschaftliche Abteilung des Instituts für deutsche Philologie der Universität Würzburg, die diese Ausstellung erarbeitet hat, zeichnet auch für den reichbebilderten Begleitband verantwortlich.

**Kanal-Ausstellung bei Treuchtlingen.** Dem großen bayerischen Wasserstraßenprojekt des 20. Jahrhunderts ist die Ausstellung "Vom Main zur Donau - 1200 Jahre Karlsgraben" gewidmet. Sie ist vom 8. Mai bis 19. September in Graben bei Treuchtlingen täglich von 9 bis 17 Uhr geöffnet. Genau dort, wo Karl der Große im Jahr 793 den ersten spektakulären Versuch unternahm, die beiden mächtigen Flußsysteme des Rheins und der Donau durch einen Verbindungskanal zusammenzuschließen. Der europäische Herrscher betrieb den kühnen Bau an einer Engstelle zwischen der dem Maingebiet zugehörigen Schwäbischen Rezat und der in die Donau fließenden Altmühl. Am Ortsrand des heutigen Dorfes Graben gibt ein streckenweise mit Wasser gefülltes Kanalteilstück noch Zeugnis davon. Es hat eine Länge von anderthalb Kilometern und ist etwa 70 Meter breit. Einer zeitgenössischen Quelle zufolge wurden die im Herbst begonnenen Aushubarbeiten jedoch schon Mitte Dezember wegen anhaltender Regengüsse wieder abgebrochen.

Auskünfte zur Ausstellung: Verkehrsamt  
8830 Treuchtlingen, Telefon 09142/3121.

**Ausstellung:** 28. 3. 1993 - 23. 5. 1993  
Martin Weimar: Bowling mit Balthasar. Kunstgärtners Beiträge zur (großen) Würzburger Gartenlust

**Versl-Ausstellung in Randersacker.** Die "Galerie am Zebrastrifen" in Randersacker zeigt vom 2. bis zum 18. April "Mainauf - Mainab" - Tuschezeichnungen und Aquarelle von Bernhard Versl. Geöffnet Samstag und Sonntag von 14 - 18 Uhr. Eröffnung: 2. April, 13 Uhr.

**Veranstaltungskalender 1993 für Landkreis Roth liegt auf.** Eine bunte und abwechslungsreiche Veranstaltungspalette erwartet die Bürger und

Gäste des Landkreises Roth im Jahr 1993. Gemeinden, Vereine und verschiedene Gruppen treten als Veranstalter auf. Neben den Kirchweihen, Volksfesten, Pfarrfesten und Märkten gibt es viel Informatives, aber auch Geselliges zu erleben. So stehen Konzertabende ebenso auf dem Programm wie die Spalter Bierseminare, Theaterabende und größere Tanzveranstaltungen.

Zu den Höhepunkten unter den zahlreichen Veranstaltungen gehören sicher der IRONMAN-Triathlon in Roth am 10. Juli, der Rothsee-Triathlon am

27. Juni, der Landkreislauftag am 03. Juli und die beiden Dampfzugfahrten auf der Gredl am 20. Juni und 19. September.

Der Veranstaltungskalender liegt kostenlos bei allen Gemeinden, Sparkassen und Banken des Landkreises und natürlich im Landratsamt Roth auf. Er wird auch bei der kommenden Freizeitmesse in Nürnberg verteilt. Weitere Informationen gibt das Landratsamt Roth, Kultur und Fremdenverkehr, Weinbergweg 1, 8542 Roth, Telefon 09171/81-329.

## Aus dem fränkischen Schrifttum

**Hexer und Hexen in Miltenberg und der Cent Bürgstadt.** "Man soll sie dehnen, bis die Sonn' durch sie scheint". Beiträge zur Geschichte der Hexenprozesse am südlichen Untermain, herausgegeben von Wilhelm Otto Keller, Stadt Miltenberg – Volksbildungswerk, Miltenberg 1989, kart. 364 S. mit Abb., 1 Faltkarte, DM 35,-

In den letzten Jahren sind mehrere regional einschlägige Arbeiten über die Hexenverfolgung im 16. und 17. Jahrhundert erschienen. H. Pohl untersuchte "Hexenglaube und Hexenverfolgung im Kurfürstentum Mainz" im 16. und frühen 17. Jahrhundert (Stuttgart 1989), H. Gebhard die "Hexenprozesse im Kurfürstentum Mainz des 17. Jahrhunderts" (Aschaffenburg 1989) und H. Schwillus wandte sich einer einzelnen Opfergruppe, den "Klerikern im Hexenprozeß" des 16. und 17. Jahrhunderts (Würzburg 1992) zu. Auf diese Arbeiten, durchwegs Dissertationen, sei deshalb mit Nachdruck hingewiesen, weil sich der Forschungsstand gerade für das Untermaingebiet beträchtlich verändert hat, seit sich 1981 ein Arbeitskreis des Volksbildungswerkes Miltenberg und Umgebung konstituierte, um sich mit lokalen Hexenprozessen zu beschäftigen. Die Ergebnisse werden im vorliegenden Band veröffentlicht. Abgesehen von W. O. Keller sind alle Mitarbeiter historische "Laien", und dafür sind die Beiträge des Buches, das im Manuskriptdruck hergestellt und leider unschön illustriert wurde, beachtlich. Räumlich beschränken sich die Beiträge auf den Raum der Cent Bürgstadt, also das Miltenberger Umland, zeitlich auf die Jahre 1617 bis 1629, wobei die ungedruckten Bestände, hauptsächlich Prozeßakten, mehrerer Archive herangezogen wurden. Abgesehen von den einleitenden Beiträgen der Herausgeber wer-

den einzelne Hexenprozesse und Einzelschicksale behandelt. Eine zusammenfassende Übersicht macht deutlich, daß in dem kleinen Bereich der Cent Bürgstadt zwischen 1616 und 1630 über 300 Personen vom Hexenwahn betroffen waren (S. 277 ff.); mehr als 200 Menschen wurden hingerichtet! Die Arbeitsgruppe hat sich sichtlich um eine nüchterne Betrachtung des Problems der Hexenverfolgung bemüht, was nicht zuletzt auch die – negative – Antwort auf die Frage "Gab es in Miltenberg 'weise Frauen'" zeigt (S. 245 ff.). Manchmal muß man eben nur die Quellen studieren, um zu vernünftigen Ergebnissen zu kommen. Deshalb ist diesem Buch auch eine weitere Verbreitung zu wünschen, obwohl es einen regional und zeitlich nur begrenzten Bereich des gesamt-europäischen Themas behandelt. Enno Bünz

Fred Händel / Axel Herrmann (Hrsg): **"Das Hausbuch des Apothekers Michael Walburger"**. Band IV (1663–1665), Nordoberfränkischer Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde e.V. in Hof, 1991, 438 S.

Als 4. Band des akkurat geführten Hauswirtschaftsbuchs des Apothekers Michael Walburger aus Hof liegt wiederum eine heimatgeschichtlich und volkscundlich kostbare Quellenedition von überregionaler Bedeutung vor.

Wer einmal Mut und Muse zum Lesen dieses Tagebuchs gefunden hat, wird es nicht so rasch wieder weglegen. Neben äußerst interessanten Mitteilungen werden uns aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts auch eine Reihe außergewöhnlicher Ereignisse vorgestellt. Erregend der bis ins Detail geschilderte Hexenprozeß im Juli 1665, ergreifend das plötzliche Erscheinen eines Kometen am 29. 12. 1664. Man erfährt vom Durchzug von Soldaten

anlässlich des Türkenkrieges genauso wie von ausführlichen Beschreibungen Hofer Hochzeitsbrauchtums im 17. Jahrhundert.

Mit erheblichem Aufwand wird die Hochzeit von Walburgers Tochter Catharina mit dem Magister Georg Küffner geschildert.

Besonders beachtenswert im Anschluß an das recht überschaubare und durch ein exakt zusammengestelltes Personen-, Orts- und Sachregister gut gegliederte Hausbuch sind die aus den Notizen herausgearbeiteten Themenbereiche über pharmaziehistorische und pharmazeutische Betrachtungen von Arzneimittelrezepten und genaue Betrachtungen über die Gestaltung von Feiertagen in einem Hofer Bürgerhaus.

Der meist kränkliche und oft lamentierende Apotheker Walburger – er hatte das Zipperlein und späterhin auch Augenbeschwerden – nahm sich viel Zeit zum Beobachten und zu genauen Tagebuchaufzeichnungen, die in erster Linie von den beiden Mitarbeitern und Herausgebern Fred Händel und Dr. Axel Herrmann aus der Originalhandschrift gewissenhaft und sorgfältig transkribiert worden sind.

Die Bände I (1988), II (1989) und III (1990) liegen bereits vor.

Alle Bände des Hausbuches sind im Buchhandel (ISBN 3-928626-14-0 für das Gesamtwerk, ISBN 3-928626-18-3 für Band IV) oder direkt beim Nordoberfränkischen Verein erhältlich.

Die Bände I bis IV kosten jeweils DM 39,80  
bei Abnahme des Gesamtwerkes nur DM 33,70

Dr. Reinhard Worschech

Gerhard Köbler: **Historisches Lexikon der deutschen Länder.** Die deutschen Territorien vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Verlag C.H. Beck, München, 3. verbesserte, um ein Register erweiterte Aufl., 1990, GzI. XXXII, 715 S., DM 98,-

Gerhard Köbler, Ordinarius für Deutsche Rechtsgeschichte, bürgerliches Recht und Handelsrecht an der Universität Innsbruck und durch zahlreiche Veröffentlichungen zur frühmittelalterlichen Rechtsterminologie an entsagungsvolle Sammlerarbeit gewöhnt, hat dieses imposante Werk im Alleingang bearbeitet und erstmals 1988 veröffentlicht. Daß das Nachschlagewerk eine dringliche Lücke füllt, beweist schon das schnelle Erscheinen einer dritten, überarbeiteten Auflage. Ausgangspunkt des Lexikons ist die vom späten Mittelalter bis zum Ende des Alten Reiches immer wieder fortgeschriebene Reichsmatrikel. Die territoriale Gliederung des Reiches 1792 und die Veränderungen durch den Reichsdeputationshauptschluß

1803 werden in der knappen Einleitung wiedergegeben. Allerdings wurden nicht nur die Territorien mit Reichsstandschaft aufgenommen, sondern auch die reichsritterschaftlichen Territorien, die Reichsdörfer und die mit dem vielschichtigen Begriff der "Herrschaft" bezeichneten Gebiete, desweiteren auch einzelne Geschlechter, Residenzorte und Titularfürsten, so daß insgesamt etwa 5000 politische Einheiten größtenteils nach Entstehung, Bestand und Untergang behandelt, teils aber auch nur kurz beschrieben werden. Zeitlich liegt das Schwergewicht zwischen 1180 (Absetzung Heinrichs des Löwen) und der Gegenwart (die Veränderungen durch die deutsche Wiedervereinigung konnten noch nicht berücksichtigt werden), räumlich werden die Grenzen des deutschsprachigen Raumes weit überschritten. Die alphabetisch geordneten Einzelartikel bieten die für die Herrschaftsentwicklung wichtigsten Informationen und zumeist auch nützliche Hinweise auf weiterführende Literatur. Über den Wert mancher Artikel wird man streiten können, daß das Nachschlagewerk seinen Zweck erfüllt, steht aber außer Frage. Jeder, der landesgeschichtlich tiefer eingedrungen ist, wird in dem einen oder anderen Artikel Fehler finden können. Der Verf. ist sich der Vorläufigkeit seines Werkes bewußt und hofft, "den Anstoß zu einem größeren Gemeinschaftswerk vieler Sachkundiger" (S. VI) gegeben zu haben. In absehbarer Zeit ist mit einem solchen Monumentalwerk aber nicht zu rechnen, und man wird daher Gerhard Köbler für seinen Mut und die enorme Arbeitsleistung dankbar sein können.

Enno Bünz

Hans Titschack: **Geborgenheit und Allverwandtschaft.** Eine Zukunft auf der Grundlage buddhistischer Weltanschauung. SOLDI-Verlag, 2100 Hamburg 90, Wilhelmstraße 24.

Hans Titschack behauptet, daß uns die abendländisch-christliche Weltanschauung in eine Sackgasse, vielleicht in eine Katastrophe führen wird. Kann man eine derartige Entwicklung noch verhindern? Dr. Titschack ist davon überzeugt. Er geht dabei von seiner buddhistischen Weltanschauung aus. Erst definiert er im Für und Wider eines Dreiergespräches seinen Staatsbegriff. Allmählich bringt er dann in alle Gebiete dieses Staatswesens wie Kultur, Verteidigung, Rechtspflege, Wirtschaft und Gesundheitswesen seine Idee ein und gelangt zu überraschenden Änderungsvorschlägen. Trotz Ablehnung der christlichen Kirchen bleibt das Buch versöhnlich und tolerant. Untermuert wird alles durch reichliche Quellenangaben. Seine Lösungen sind oft verblüffend, mensch-

lich warm und durchaus nicht so utopisch, wie anfänglich zu befürchten. Die aktuellen, manchmal sehr unkonventionellen und ungewohnten Denkanstöße machen das Buch zu einer interessanten Lektüre.

**Rudolf von Falkenhausen: Steine aus einem Mosaik – Erinnerungen.** Barton'sche Verlagsbuchhandlung Göttingen 1992 (588 S.).

Es gibt nicht allzu viele Bücher, von denen man sagen kann, man habe sie – einmal mit der Lektüre begonnen – nicht mehr weglegen können. Die fesselnd geschriebenen Lebenserinnerungen des Rittmeisters a.D. Rudolf von Falkenhausen gehören dazu; wobei der Leser quasi zum Wegbegleiter eines Lebens wird, das noch – gegen Ende der Monarchie – in der adelig-höfischen Welt der Schlösser begonnen hat und das, trotz allen Reichtums und Glanzes in und um Schloß Friedenthal in Schlesien, auch bemerkenswerte Schattenseiten für einen "Baronjungen" beinhalten. Schon frühzeitig aber drängt es den auf der damaligen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Sonnenseite Geborenen aus dieser für ihn abgeschiedenen ständischen Welt hinaus; er sucht und findet Kontakt zu einfachen Menschen und ihrer Arbeitswelt. Unbefangen auf Menschen zuzugehen, das wird ein Grundzug seines ohnehin optimistischen Wesens; es wird ihm gerade in späteren schweren Jahren den Zugang zu allen Bevölkerungsschichten erleichtern und über so manche Klippe seines ereignisreichen Lebens hinweghelfen. Immer wieder ist sein Thema die Jagd, sind es Leidenschaft, Geschicklichkeit und Kenntnisreichtum des Jägers, die (wie im Umschlagbild in der Fayence-Fliese mit dem Falkenmotiv aus der markgräfllich-fränkischen Ur-Heimat aller Falkenhausen dezent angedeutet) zur weiteren Leitlinie werden und ihm in entscheidenden Augenblicken seines Lebens, vor allem während des 2. Weltkrieges, wiederholt das Leben retten:

Jenseits aller falschen Landser-Legenden schildert der Autor eindrucksvoll den Widersinn der Befehle des Dilettanten Hitler und seiner Schergen. Den verzweifelten Versuchen des Offiziers v. Falkenhausen, möglichst Menschenverluste zu vermeiden, stehen die Weisungen von so manchem verantwortungslosen Vorgesetzten entgegen, dessen Profilierungssucht nur das Ziel kennt, in die sog. Kriegsgeschichte einzugehen, auch wenn dafür sinnlos einige Leute in den Tod geschickt werden. Angst, Trauer, Not, aber auch mal Glück, Kameradschaft und der ungebrochene Wille zum Überleben begleiten das tägliche Dasein der Mitwirkenden und -leidenden in einem Krieg, den ein

verbrecherisches Regime verursachte und demaskieren jegliche Kriegsromantik.

Am Ende steht ein Vertriebenenschicksal wie das von Hunderttausenden, nur daß der wirtschaftliche Sturz besonders tief ist: Nach dem Verlust von Besitz und vertrauter Heimat, heißt das für den gelernten Offizier, mit Mutter, Frau und Kindern in der Dachkammer eines südbayerischen Bauernhauses zu kampieren und trotzdem die Familie und sich durchzubringen, ob als Waldarbeiter, als Kleinhändler oder Chauffeur. Der Rittmeister a.D. schafft es schließlich, sich in einem völlig ungewohnten Berufsfeld erfolgreich eine Existenz aufzubauen, die ihm in den Nachkriegsjahren die Chance bietet, ein Neu-Friedenthal entstehen zu lassen, das in mancherlei Hinsicht bis heute die Erinnerung an die einstige schlesische Heimat bewahrt.

Kein Helden-Buch also, sondern die faszinierende Offenlegung eines in allen Facetten bewußt gelebten Lebens; eine Bereicherung der zeitgeschichtlichen Literatur obendrein und letztlich ein Glück, daß diese "Steine aus einem Mosaik", wenngleich ursprünglich nur für die engere Familie bestimmt, nunmehr einem sehr viel größeren Leserkreis zugänglich gemacht werden können. –

Eugen Schöler

**Claus Brüggmann: Das älteste Nekrolog des Stiftes St. Peter und Alexander zu Aschaffenburg.** Ein Beitrag zur Erschließung spätmittelalterlicher Nekrologe (Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg e.V., 30), Geschichts- und Kunstverein Aschaffenburg e.V., Aschaffenburg 1989, geb. XXXII, 289 S., DM 38.– (für Mitglieder des Vereins DM 26,60)

Im Mittelpunkt dieses Buches steht das älteste Nekrolog des Aschaffener Kollegiatstiftes, das – dies ist eines der wichtigen Untersuchungsergebnisse – 1267/68 unter Benutzung älterer Vorlagen angelegt und bis 1397 fortgeführt worden ist. Als Beitrag zur Erforschung der hoch- und spätmittelalterlichen Nekrologüberlieferung allgemein wie auch speziell des mittelalterlichen Kollegiatstiftes in Aschaffenburg verdient diese Arbeit, die auf eine 1982 an der Ludwig-Maximilians-Universität München eingereichte Dissertation zurückgeht und von dem emeritierten Inhaber des Lehrstuhls für historische Hilfswissenschaftler Peter Acht angeregt worden ist, grundsätzlich Beachtung. Die Untersuchung versteht sich als Einleitung zur Edition dieser Quelle, bleibt diese allerdings schuldig; dafür soll aber auch ein Beitrag zur Nekrologforschung wie zur Stiftsgeschichte gebo-

ten werden. Nicht nur an dieser Zwitterstellung leidet das Buch.

Problematisch sind schon die Ausführungen über den Forschungsstand im Kapitel I (S. 1 ff.), die hauptsächlich die Arbeiten des den frühmittelalterlichen Gedenkbüchern gewidmeten einstigen Sonderforschungsbereiches in Münster (Schmid/Wollasch) referieren und schon deshalb für die Auswertung eines im 13. und 14. Jahrhundert aufgezichneten Nekrologs wenig hilfreich sind. Merkwürdigerweise ist Brüggmann eine der wichtigsten Veröffentlichungen zum Thema, der Sammelband "Memoria. Zum geschichtlichen Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter", hrsg. von K. Schmid und J. Wollasch (München 1984), unbekannt geblieben. Und das Nähe- liegendste, den Vergleich mit anderen mainfränkischen Nekrologien, versucht der Verfasser gar nicht, obwohl gerade aus der Zeit des ältesten Aschaffener Nekrologs eine beträchtliche Zahl vergleichbarer Quellen von F. X. v. Wegele (Würzburger Domkapitel), W. Engel (u.a. Kollegiatstift Ansbach) und F. L. Büll (Kloster Schmerlenbach) ediert worden ist. Entsprechend schwach fallen auch die Ausführungen zur Quellenterminologie aus: die vom Verf. verwendete Bezeichnung "Nekrolog" überzeugt nicht ganz, zutreffender wäre Anniversarienbuch, führt doch die Aschaffener Handschrift in den meisten Fällen nicht nur die Jahrtage sondern auch die damit verbundenen Stiftungen auf. Gründlich wird die Nekrologhandschrift dann im Kapitel II beschrieben. Brüggmann unterscheidet sechs Eintragungsschichten, die er mit den Amtszeiten der Kustoden in Verbindung zu bringen versucht (vgl. die Graphik S. 251), ohne daß sich dies durchweg beweisen ließe. Da nur eine einzige Abbildung beigegeben ist, kann man den paläographischen Befund nicht nachprüfen. Höchst problematisch ist das Kapitel III, welches der "historischen Wertung der Einträge" (S. 54–101) gewidmet ist. Nach Themenbereichen gegliedert wird vorgeführt, welche Auswertungsmöglichkeiten das Nekrolog beispielsweise für Genealogie und Gesellschaftsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte und Liturgie bietet. Das ist kurios und banal zugleich. Glaubt der Verf., der wissenschaftlichen Öffentlichkeit, und an diese wendet sich die Arbeit doch vornehmlich, damit etwas Neues zu bieten? Muß man jemanden, der eine Spezialuntersuchung über ein mittelalterliches Nekrolog zur Hand nimmt, noch erklären, wofür man derartige Quellen heranziehen kann? Es wäre m.E. besser gewesen, wenn Brüggmann, wie es dann im Kapitel IV über "Die Wertung als Quelle der Geschichte des Stiftes bis 1400" ge-

schieht, das Nekrolog nach bestimmten Problem- bereichen vollständig ausgewertet hätte. Als Quelle für die Frühgeschichte des im 10. Jahrhundert gegründeten Kollegiatstiftes erweist es sich als wenig ergiebig (S. 102–124). Wichtiger sind demgegenüber die Ausführungen über die Patri- zierfamilie Schwab (S. 125–155), wodurch die Verflechtung von Stift und Stadt im 14. Jahrhun- dert verdeutlicht werden, und das kommentierte Verzeichnis der Stiftsdignitäre (S. 156–217), das die starke Einbindung des Stiftes in das Erzbistum Mainz unterstreicht. Überraschend sind beide Be- funde nicht.

Man legt das Werk unbefriedigt aus der Hand. Der Einleitung fehlt das, worauf sie hinführen sollte, nämlich die Edition, und der Darstellung mangelt es an inhaltlicher Konzentration. So ist es z. B. be- zeichnend, daß man über die zentrale Funktion des Nekrologs, das Totengedächtnis, kaum etwas er- fährt. Die knappen Bemerkungen über die Liturgie (S. 89 ff.) gestatten dem Leser keine Vorstellung davon, wie man sich die Totenmemoria im Stift vorzustellen hat. Auch die Besitzgeschichte, für die das Nekrolog eine wichtige Quelle ist, wird nur gestreift (S. 85 ff.). Mit dem Problem der mittelalterlichen Kollegiatstiftsordnung ist der Verf. nicht vertraut, was schon daraus hervorgeht, daß er diese Institution für eine "klösterliche Gemeinschaft" hält (S. 6) und die Verdrängung des Propstes durch Dekan und Kapitel als eine Aschaffener Beson- derheit wertet (S. 99). Brüggmanns Arbeit ent- hält sicherlich nützliche Beiträge zur noch wenig erforschten Geschichte des Aschaffener Koll- egiatstiftes – mangelndes Problembewußtsein, unzulängliche Durchdringung des Stoffes und manche Einzelirrtümer wie auch gewisse Schwie- rigkeiten im Ausdruck (z. B. die Kapitelüberschri- ften zeigen aber, daß es sich um keine ausgereifte Leistung handelt. Enno Büntz

**Rückert-Studien.** Jahrbuch der Rückert-Gesell- schaft e.V. Schweinfurt. Herausgegeben von Hartmut Bobzin, Wolf Dietrich Fischer, Max- Rainer Uhrig. Band V. In Kommission bei Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1990, 111 Seiten.

Von 1964 bis 1982 sind in Schweinfurt vier Bände "Rückert-Studien" erschienen. In ihnen kam hauptsächlich die Germanistik zu Wort. Die Bände 2 und 3 enthalten je eine größere Arbeit, die beiden anderen jeweils mehrere kürzere. Als Herausgeber zeichnete der verdiente Erlanger Germanist und Rückertbiograph Helmut Prang (1910–1982). Nach achtjähriger Unterbrechung setzen nunmehr Hartmut Bobzin, Wolf Dietrich Fischer (beide in Erlangen) und Max-Rainer Uhrig (Zell) als Her-

ausgeber die Reihe im Wiesbadener Verlag Harrassowitz fort. Der 5. Band zeigt ein verändertes Äußeres und bekennt sich auch zu einer anderen Ausrichtung: Die "Rückert-Studien" sollen künftig als Jahrbuch der Rückert-Gesellschaft regelmäßig erscheinen; und in den Beiträgen sollen Werk und Persönlichkeit, Umfeld und Fortwirkung des fränkischen Gelehrten und Dichters aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden.

In einem kurzen einleitenden Aufsatz berichtet Regina Arends-Freisberg über die Rückert-Gesellschaft, namentlich über deren Mitwirkung beim festlichen Rückertjahr 1988. Hier sei die Einladung angefügt, sich der Gesellschaft als Mitglied anzuschließen. Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle in Rückerts Geburtsstadt: Petersgasse 3, W-8720 Schweinfurt, Ruf (097 21) 2 53 77.

Durch Klarheit und begriffliche Schärfe zeichnet sich der umfangreichste Aufsatz des Bandes aus: "Rückert und das Kunstlied", verfaßt von Harald Fricke, Professor für deutsche Literatur an der Universität Freiburg im Üchtland (Schweiz). Fricke geht hier der Frage nach, warum gerade Rückerts Gedichte so viele Vertonungen erlebt haben. Die Ursache liege weder in der Qualität noch in der Musikalität der Gedichte begründet, ebensowenig auch im Ansehen oder in der Volkstümlichkeit des Dichters. Vielmehr sei Rückerts Lyrik, teilweise aufgrund der Wirkung orientalischer Vorbilder, "durch ihre Vielzahl wiederkehrender oder leicht abgewandelter Elemente strukturell musikalisch" (S. 23) und ziehe dadurch die Musiker an. Als besonders augenfälliges Beispiel führt Fricke das bekannte Gedicht "Aus der Jugendzeit" an:

- (1a) Aus der Jugendzeit, (1b) aus der Jugendzeit
- (2) Klingt ein Lied mir immerdar;
- (3a) O wie liegt so weit, (3b) o wie liegt so weit,
- (4) Was mein einst war! ...

Solche Zeilen rufen geradezu nach einer Vertonung. Und für einen Komponisten von ehemals lag es vermutlich nahe, dabei etwa so zu verfahren wie Robert Radecke (1830-1911), nämlich die der Halbzeile 1a unterlegte Tonfolge in der Wiederholung 1b leicht abzuwandeln und ebenso in der dritten Zeile vorzugehen. Entstanden ist dabei ein Lied, das von Fricke als "eine beliebte Tenorschulze" (S. 26) bezeichnet wird, einstmals dagegen eher als volkstümliches und sangbares Chorlied empfunden und verwendet worden ist. Mit den Abwandlungen und der strukturellen Musikalität läßt sich freilich bei weitem nicht alles erklären. Auch Gedichte ohne deutliche Merkmale dieser Art haben vollendete Vertonungen erlebt,

etwa durch Schubert. Vielleicht reicht Frickes rasches Urteil an den Gehalt solcher Rückertgedichte doch nicht heran, wie er denn auch Rückerts einstiges Ansehen deutlich unterschätzt. Bemerkenswert ist aber, daß Fricke Gernot und Stefan Demels eindrucksvolles "Verzeichnis der Rückert-Vertonungen" (im Katalog "200 Jahre Friedrich Rückert", Coburg 1988) erst während der Korrekturen kennenlernen konnte. Er fügt diesem Verzeichnis gleich Nachträge an (S. 18 Anm. 15: zu F. Nietzsche und A. Berg). Hier zwei weitere Hinweise: 1.) Der im Erlanger Stadtarchiv aufbewahrte Nachlaß des Theologen August Ebrard (1818-1888) enthält unveröffentlichte Rückert-Vertonungen; vier wurden bei der Erlanger Festveranstaltung zu Rückerts 200. Geburtstag am 16.5.1988 vorgetragen (Erlanger Nachrichten, 18.5.1988). 2.) Der bei Demel genannte Weyrauch (1788-1865) hat noch etliche weitere Rückertgedichte vertont ("b.", Erlanger Nachrichten, 5.7.1988; Helmut Scheunchen, August Heinrich von Weyrauch, ein baltischer Sänger der Frühromantik, Eßlingen/Burg Stettenfels 1988).

Helmut Koopmann, Germanist in Augsburg, will in dem Beitrag "Rückerts lyrische Modernität im Zeitalter der Epigonen" Ort und Wesen von Rückerts Lyrik genauer bestimmen. "Dieses hochgemute Freiheitsgesänge, das den Mund gar nicht voll genug nehmen kann" (S. 45 über Rückert), "Eichendorff ist ein Chamäleon nicht weniger als Rückert" (S. 51): Da wünscht sich mancher Leser wieder einmal etwas mehr Ehrfurcht vor unseren Großen (und etwas mehr sprachliche Sorgfalt). Auch der wohlgerückt auf Rückerts gesamte Liebeslyrik gemünzte Satz: "Niemand wird auf die Idee kommen, hier tatsächlich persönliche Bekenntnisgedichte zu sehen" (S. 43), ist vorschnell. Offenkundig mißverstanden hat Koopmann (S. 46) die "Ritter" im 6. Geharnischten Sonett; dadurch verlieren auch seine Folgerungen an Gewicht. Koopmann hat nicht alle Gedichtsammlungen in diese seine Betrachtungen einbezogen. Dennoch sieht er sich, wie so mancher vor ihm, von der Masse der Rückertschen Gedichte bedrängt; wie so mancher würdigt er aber gerechterweise auch die bedeutende Leistung Rückerts bei der Eindeutschung fremden Gutes und beim vielfältigen Abwandeln von Themen; und zu Recht sieht auch er wieder Rückert als einen weitgehend Einsamen in seiner Zeit an: Schicksal des großen Geistes, nicht nur des großen Lyrikers.

Der namhafte Rückertforscher Max-Rainer Uhrig (Zell) legt folgenden Aufsatz vor: "Zwischen Poesie, Philologie und Klassenkampf. Friedrich Rückert als Bildungserlebnis des jungen Friedrich En-

gels". Es war wohl den meisten Rückertfreunden bisher unbekannt, daß zu Rückerts Berliner Hörern zeitweilig auch Friedrich Engels (1820–1895) gezählt hat. Der feingebildete und sprachbegabte Mann teilte, wie aus Briefen weiterhin hervorgeht, die damals allgemeine Bewunderung für Rückert. Wertvoll sind ferner Uhrigs Hinweis auf einen bisher unbekanntem Brief Rückerts (S. 56 Anm. 3) und der Wiederabdruck der anschaulichen Berichte von Friedrich Schubart und Ludwig Petsch über Rückerts mißglückte Berliner Antrittsvorlesung (S. 62 f.).

Als Verfasser des nächsten Beitrages tritt uns der Hallenser Indologe und erlesene Rückertkenner Johannes Mehlig entgegen. Er hat 1965 im Leipziger Inselverlag unter dem Titel "Stimmen des Orients" eine reichhaltige, in ihrer Art einzig dastehende Auswahlammlung von Rückerts Übersetzungen arabischer, persischer, indischer und chinesischer Texte zusammengestellt und mit Erklärungen versehen. 1979 schrieb er an noch schwerer zugänglichem Ort über "Friedrich Rückert – Mittler zwischen Orient und Okzident", nämlich in: Heinz Mode/Hans-Joachim Peuke (Hg.), *Indien in der deutschen literarischen Tradition*, Halle 1979, S. 32–53 (= Martin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg, *Wiss. Beiträge* 1979/53 [I 10]). Mehlig würdigte aber nicht nur den großen Mittler Rückert; vielmehr übersetzt und erläutert er auch selbst unermüdlich indische Werke. Derzeit liegen vor: *Buddhistische Märchen* (1982); *Kālidāsa, Werke* (1983); *Weisheit des alten Indien*, 2 Bände (1987); *Somadeva, Der Ozean der Erzählungsströme*, 2 Bände (1991).

Im vorliegenden Band äußert Mehlig tiefgründige Gedanken über eine zu Unrecht wenig beachtete Gedichtsammlung: "Friedrich Rückerts Weisheit des Brahmanen". Dieses Werk Rückerts ist nach Mehlig offenkundig ganz stark von indischen Geist geprägt, wie man dem Titel eigentlich schon immer hätte entnehmen müssen. Wie bei den Indern sind auch hier philosophisches Denken und Religion miteinander und mit der Poesie verwoben. Wie die indischen Philosophen – und anders als viele abendländische – kommt auch Rückert mit einfacher Sprache aus. Er ging damals vorzugsweise mit drei lehrhaften indischen Texten um, dem *Hitopadeśa*, den *Sprüchen des Bhārṭṛhari* und der *Bhagavadgītā*. *Bhārṭṛhari* schreitet in seiner dreiteiligen *Spruchsammlung* von der geschlechtlichen Befriedigung (*kāma*) zur Lebensklugheit (*artha* und *nīti*) fort und steigt dann zum ethischen Verhalten (*dharma*) empor, das letztlich

auf Verzicht und auf Gleichgültigkeit gegenüber der Welt (*vairāgya*) gerichtet ist. Drei vergleichbare Stufen kann man auch bei Rückert finden, wenn man mit Mehlig (S. 71) Melchior Meyrs Gedanken von 1838 aufnimmt, daß die abgeklärte "Weisheit des Brahmanen" den "Liebesfrühling" zur Voraussetzung hat. Besonders bedenkenswert sind aber die von Mehlig in der "Weisheit" entdeckten Anklänge an die Gottesvorstellungen der *Bhagavadgītā*. Mehligs Schlußurteil über die "Weisheit des Brahmanen": "Das Buch will Weltweisheit enthalten, die zwar nicht eine Weisheit dieser Welt ist, sich aber doch nicht zu gut hält für diese Welt".

Der Erlanger Orientalist Hartmut Bobzin führt "Neue Dokumente zur Geschichte von Friedrich Rückerts wissenschaftlichem Nachlaß" vor. Die Arbeit schließt an Bobzins sorgfältiges Verzeichnis im Katalog "200 Jahre Friedrich Rückert" (Coburg 1988) an. Inzwischen war es Bobzin insbesondere gelungen, im Merseburger Archiv aufbewahrte Schriftstücke auszuwerten, dazu in Schweinfurt ein "Directorium" (Richtlinien) der Erben Rückerts über den weiteren Umgang mit dem handschriftlichen Nachlaß. Dazu Bobzin (S. 91): "Dieses Dokument zeigt m.E. ganz deutlich, in welchem Ausmaße finanzielle Erwägungen eines Teiles der Rückert-Erben für das Schicksal des literarischen Nachlasses verantwortlich waren bzw. werden sollten". Dieser Nachlaß ist ja auch heute noch nicht endgültig ausgewertet. Bobzin selbst hat aber bereits einige nachgelassene Übersetzungen Rückerts veröffentlicht: *Safi-Eddin von Hilla* (1988); *1001 Alt-arabische Sprichwörter* (1988); *Hafisische Vierzeiler* (in: F. Rückerts *Bedeutung für die deutsche Geisteswelt*, 1988, S. 62–74).

Am Schluß des Bandes ergänzt Max-Rainer Uhrig seine unentbehrliche "Rückert-Bibliographie" (Schweinfurt 1979) durch Neuerscheinungen bis zum Jahre 1986 und auch durch ältere Schriften, die ihm inzwischen bekannt geworden sind. Viele der angeführten kleineren Aufsätze stehen in Zeitungen und bringen vielleicht nicht viel Neues, belegen aber doch die fortwirkende Anteilnahme an Rückert. Diese sorgfältige Berichterstattung soll erfreulicherweise fortgesetzt werden. Jeder, der sich künftig mit Rückert oder mit Rückerts Umfeld beschäftigt, wird Uhrig für seine entsagungsvolle Arbeit dankbar sein.

Bernhard Forssmann  
Universität Erlangen-Nürnberg

Helmut Haberkamm: **Frankn lïchd nedd am Meer**. 77 Gedichte in fränkischer Mundart. Mit einem Nachwort von Fitzgerald Kusz. 110 Seiten. Cadolzburg: ars vivendi, 1992.

Helmut Haberkamm, längst ein Geheimtip der "Mundartszene", hat seinen ersten Gedichtband veröffentlicht und sich spätestens damit gleich in die erste Reihe der fränkischen und darüberhinaus deutschen Mundartautoren eingereiht.

Haberkamm, in Dachsbach im Aischgrund als Bauernbub aufgewachsen, beherrscht seine ländliche Mundart in ihrer ganzen Vielfalt an Ausdrücken und Wendungen. Wie bei wenigen Autoren nur hat man den Eindruck, daß die Mundart ihm keine bloße Literatursprache ist, sondern ihn und sein Schaffen prägt. Und doch ist Haberkamm zugleich ein intellektueller Dichter, der in der Weltliteratur, besonders der modernen angelsächsischen Poesie, zu Hause ist. Diese doppelte sprachliche, literarische Heimat macht Haberkamm wie prädestiniert zur Übertragung und Adaption großer Dichtung in die Mundart. Er überträgt Dichtungen aus dem angelsächsischen Raum (Williams, Hughes, Minhinnick) wie auch der deutschen klassischen Dichtung (Goethe, Hölderlin, Opitz) und Dichter der Moderne (Rilke, Benn, Brecht, Bachmann – Letzterer Gedicht "Böhmen liegt am Meer" war ihm Anlaß zum Titelgedicht des Bandes.) Keineswegs bleibt Haberkamm bei einer wörtlichen Übersetzung haften, er paßt die Texte produktiv selbstschaffend der Sprache und auch der Denkweise der Bewohner seines Aischgrundes an.

Viele seiner Gedichte sind Erzählgedichte und doch ganz etwas anderes als die heiteren Anekdoten herkömmlicher Mundartreimer. Nicht nur von der Thematik her, wo Tod, Einsamkeit, Krieg, Gewalt ihren selbstverständlichen Platz haben, auch vor allem in der Form. Haberkamm beherrscht, geschult an seinen angelsächsischen Vorbildern, die rhythmisierte Langzeile wie kaum ein anderer Mundartdichter. Füllt er die Zeilen mit der der gesprochenen Mundart eigenen Füllwörtern, "Pausenzeichen", eingeschobenen Wendungen, so ist dies kein Füllen um des Reims oder Rhythmus willen, sondern lebendige Sprache. Es scheint, als ob die gesprochene Mundart selbst poetischen Charakter erhält. Wo andere Autoren originalen Sprachgebrauch der ländlichen Mundartsprecher denunzieren, wird er durch Haberkamms Formgefühl aufgewertet, der Poesie einverleibt.

Durch die Sprache bleibt Haberkamm, der ähnlich wie manch anderer Mundartautor erst in der Fremde sich seiner Mundart völlig bewußt worden ist, worauf Fitzgerald Kusz in seinem lesenswerten

Nachwort zu diesem Band hinweist, seiner Herkunft verbunden. Trotz der sozialen und auch lokalen Distanz zu seiner bäuerlichen Heimat ist der promovierte Anglist und "städtischer" Erlanger Lehrer in den meisten seiner Gedichte noch im dörflichen fränkischen Raum zu Hause.

Mit Recht hat der Verlag das Gedicht "Ach Frankn" auf den Umschlag gedruckt. Kaum noch hat jemand die notwendige Ambivalenz gegenüber der Heimat so pointiert in der Lyrik dargestellt, wie Haberkamm in seiner liebevollen Klage über seine fränkische Heimat.

Wenn ein "fränkisches Mundartbuch des Jahres" zu küren wäre, Haberkamms "Frankn lïchd nedd am Meer" wäre mein erster Kandidat.

Klaus Gasseleder

Beier, Ulf: **Von der Höll- zur Paradeisgasse**: Straßen und Wohnstättennamen in Weißenburg. In Verbindung mit Rainer Kammerl, mit einem Beitrag von Walter König. Weißenburg: Braun & Elbel, 1991. (= Weißenburger Heimatbücher. Quellen und Forschungen zur Geschichte von Stadt Weißenburg und Weißenburger Land. Herausgegeben von der Stadt Weißenburg, Band 2).

Die von Ulf Beier in gründlicher Arbeit übersichtlich und inhaltlich systematisiert zusammengestellten Daten gehen weit über das hinaus, was schon aus Platzgründen in Stadtführern und -beschreibungen Eingang finden kann. Für jeden, der in die Stadtgeschichte tiefer eindringen will, ist dieses Buch unentbehrlich. Es ist zudem so spannend geschrieben, daß man bewußt Pausen einlegen muß, um die gebotene Stofffülle zu verarbeiten. Weißenburg wird als lebendiger Organismus bewußt. Anderen Städten kann ein solches Werk nur zur Nachahmung empfohlen werden.

gwz

**Der verschlafene Sonntag**, Faksimile-Nachdruck von 1927, Verse von Jella Lepman, Illustrationen von Hermann Gradl. Limitierte Auflage: 2000 Stück, Verlag Horst Bröstler, DM 49,50.

Die liebenswürdige Geschichte – der Sonntag verschläft und im Dorf bringt der zu früh erscheinende Montag das gesamte Alltagsleben durcheinander – erzählt Jella Lepman. Hermann Gradl hat sie einfühlsam illustriert. Der aufwendige Faksimile-Nachdruck dieses Bilderbuches läßt nicht nur ein altes, liebenswürdiges Kinderbuch wieder auflieben, sondern zeigt auch eine andere Arbeit des Landschaftsmalers Hermann Gradl.

U. S.

# Einladung zum 64. Bundestag 1993

Satzungsgemäß werden die Delegierten und Mitglieder zum Bundestag des Frankenbundes am Samstag, dem 8. Mai 1993 nach Meiningen eingeladen.

Die Bundesgruppen werden gebeten, entsprechend § 17 Abs. 3 der Satzung die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden.

Ich bitte, darum besorgt zu sein, daß alle Gruppen durch Delegierte vertreten sind. Diese Einladung und die Tagesordnung werden zugleich in der Bundesmitteilung 1/1993 veröffentlicht.

## Tagesordnung:

1. Jahresbericht der Bundesleitung 1992
2. Kassen- und Kassenprüfungsbericht
3. Diskussion der Berichte
4. Entlastung der Bundesleitung
5. Neuwahlen der Bundesleitung und der kassenprüfenden Gruppen  
Wahl des Ältestenrates für Mittelfranken
6. Bundessternfahrt 1993
7. Fränkisches Seminar 1993
8. Bundesbeiratstagung 1993
9. Bundestag 1994
10. Verschiedenes
11. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche zur Tagesordnung sind bis zum 30. April 1993 an die Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Der Bundestag in Meiningen wird mit folgendem Programm stattfinden:

### Samstag, 8. Mai 1993

- |               |   |
|---------------|---|
| 9.30 Uhr      | Delegiertenversammlung im Hotel "Sächsischer Hof", Georgstr. 1, O-6100 Meiningen  |
| 11.30 Uhr     | Festakt im Brahms-Saal im Schloß Elisabethenburg in Meiningen<br>Festvortrag von Dr. Günther Wölfing, 1. Vorsitzender des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins e.V.<br>"Das Henneberger Land – ein fränkisches Gebiet –"<br>Musikalische Umrahmung durch die Max-Reger-Musikschule |
| ca. 13.00 Uhr | Mittagessen im Hotel "Sächsischer Hof"<br>Das Nachmittagsprogramm wird in der Bundesmitteilung 1/1993 noch bekanntgegeben.  |

Dr. Franz Vogt  
Regierungspräsident  
1. Bundesvorsitzender

Herrn  
Dr. Gottfried Mälzer

Am Hölzlein 28

8700 Würzburg

Eugen Schöler: **Fränkische Wappen erzählen Geschichte und Geschichten.** Verlag Degener

u. Co, Preis: DM 54,80. ISBN 3-7686-7012-0. Ich schreibe ab, was der Verlag angibt: "Das reich bebilderte Buch bietet, weit über Franken hinaus, sowohl heraldisch und historisch interessierten Laien wie Fachleuten eine Fülle von Informationen und gleichzeitig Anregungen zu einer besonderen Begegnung mit der fränkischen Kulturlandschaft." Das ist alles richtig und sehr gut, wie vieles andere an dem Buch noch. Im Querformat und festem Einband präsentiert der Verfasser auf 191 Seiten eine gewichtige Fuhre an Geschichts- und Geschichtenkenntnis. Damit kann man arbeiten, daran kann man sich freuen. Mich reizt die Arbeit, wie in den Geschichten die Geschichte wirkungs- und eindrucksvoll verpackt wird.

Hier einige Themen: "Wie sieht ein Raubritterwappen aus?" "Von Böhmen bis Erlenstegen, oder wie kommen tschechische Wappen nach Franken?" (Der böhmische Löwe in der Pfalz zu Forchheim gehört nicht zu dieser Geschichte, die kann nur ich erzählen!) "Wie die Franken zu ihrem Rechen kamen oder von der Langzeitwirkung der Geschichte" – oder: "Wie deutet man Wappen?" – (Erst letzthin bei einem Gang durch einen Kreuzgang hätte ich da Nachhilfe gebraucht.) oder: "Wie kommt ein Schwarzer (kein Politiker oder Afrikaner) auf den Helm oder in den Schild?" oder "Was ist ein weißer Mohr?" Und noch eine Überschrift der insgesamt 22 Kapitel: "Was hat ein Ehepaar mit einem Bischof – heraldisch – gemeinsam? oder Welches Wappen hat eine Frau?" –

Man sieht, hier wird ein Gebiet, das viele Personen irgendwie beschäftigt, das sie aber mangels tüchtiger und einsichtiger Führung doch nur recht und schlecht "beherrschen" – so dargestellt und erarbeitet, daß man wirklich mit Gewinn und Freude daran wirkt, schrittweise und je nachdem wie man Zeit hat, selbst "Fachmann" zu werden. Ich bin sicher, daß man an manchen Stellen schon ein bißchen in ein Geschichtsbuch schauen muß, um ganz klar zu kommen, aber ich bin überzeugt, daß man das auch gerne tut. Die Erkenntnisse vermittelt der Verfasser neben dem gefällig gebrauchten Worten – ohne Überlastung mit Fachausdrücken etc. – durch 115 Farb- und 293 Schwarzweißabbildungen. Selbstverständlich kann nicht Vollständigkeit in der Zahl der Orts- und Wappendarstellungen verlangt werden. Das Werk ist ein neuartiges Wappenwerk, das aus drei Jahrzehnten des Forschens und ungezählten Vorträgen entstanden ist. Ich zitiere noch einmal den Verlagstext: Der Verfasser, Eugen Schöler (1937), Schwabacher Geschichtslehrer, "läßt exemplarisch Familien- und Ortswappen ... zur Ereignis-, Rechts- und Sozialgeschichte sprechen ..." Dafür sei ihm Dank gesagt, aber auch dem Verlag Degener & Co, der seine große Erfahrung wieder einmal an einem rundum gelungenen Werk demonstrierte. Nur eins beantwortete der Verfasser nicht: Wie kommt in den Schildfuß des Forchheimer Landkreiswappens – ein schmächtiger Karpfen? Forchheim hat doch 2 Forellen übereinander, nach rechts schauend, darin? Und es gibt doch eine "heraldische" Forellendarstellung? M. Schl.

## Willkommen in der PORTA FRANCONIA

*Im Namen der Bürger Meiningens heiÙe ich alle Besucher der Bundestagung 1993 des Frankenbundes sehr herzlich willkommen.*

*Es ist uns eine groÙe Freude und verpflichtende Ehre, daÙ die Wahl Ihrer diesjähri-gen Bundestagung auf die Stadt in der Fränkischen Pforte, so wurde Meiningen in früheren Zeiten genannt, gefallen ist. Die Geschichte beweist es, der Raum Südthüringen und Unterfranken hatte schon seit vielen Generationen eng geknüpfte Bindungen in allen Lebensbereichen, und mit den Novemvertagen des Jahres 1989 wurde wieder deutlich, was es für die Stadt heiÙt, in der Fränkischen Pforte zu liegen. Mit Stolz stellen wir fest, daÙ unsere Stadt nicht nur die Pforte **nach** Franken sondern zwangsläufig auch **aus** Franken geworden, bzw. geblieben ist.*

*Über die geschichtlichen Berührungspunkte unserer Territorien wird in den folgenden Beiträgen dieser Zeitschrift für Fränkische Landeskunde und Kulturpflege ausführlich berichtet, so daÙ ich mich darauf beschränken kann, Ihnen Meiningen als geistig kulturelles Zentrum Südthüringens vorstellen zu dürfen.*

*Die groÙe Tradition Meiningens als Kunst-, Kultur- und Bildungszentrum sowie die Konzentration der Bankenansiedlung im Zentrum der ehemaligen*



*Residenz der Herzöge von Sachsen-Meiningen gibt uns die berechtigte Zuversicht, daÙ sich auch unsere wirtschaftliche Entwicklung überdurchschnittlich belebt. Damit sind Voraussetzungen gewährleistet, die darüber hinaus zentrale Verwaltungseinrichtungen in Meiningen ansiedeln lassen.*

*Die Stadt, ehemals jenseits des Thüringer Waldes gelegen, ist jetzt durch die Wiedervereinigung in zentraler Lage*

Deutschlands. Die Einbindung in die herrliche Landschaft in unverfälschter Natur, vielfältige Sehenswürdigkeiten und nicht zuletzt die Traditionen sowie die Gastlichkeit unserer Bürger und Einrichtungen veranlassen viele Besucher zum wiederholten Kommen.

Ich bin davon überzeugt, daß Ihre heutige Bundestagung nicht ausreicht, um in der kurzen Zeit Meiningens Flair zu erfassen und empfehle Ihnen zur gegebenen Veranlassung

- den Besuch einer Veranstaltung des Meiningener Theaters (Südthüringisches Staatstheater)
- desgleichen der Staatlichen Museen Meiningen im Schloß Elisabethenburg und im Baumbachhaus oder
- die Organisation fachkundiger Führungen durch die Staatlichen Museen, das Meiningener Theater bzw. die gesamte Innenstadt,
- für Historiker wichtige Arbeitsmöglichkeiten mit wertvollen Quellen im Thüringer Staatsarchiv Meiningen, Schloß Elisabethenburg zu benutzen.

Eine Vielzahl territorialer Höhepunkte wie

- 31. Töpfermarktfest das Meiningener Stadtfest (16. 7. bis 18. 7. 1993)
- Meiningener Gewerbeausstellung (2. 9. bis 6. 9. 1993)

● Hüteskirmes auf dem Volkshausplatz (24. 9. bis 26. 9. 1993)

● Meiningener Trödel- und Antikmarkt in der Altstadt von Meiningen (8. Mai, 17. und 18. Juli, 7. August und 6. November 1993)

● die verkaufsoffenen Sonntage (16. Mai, 18. Juli, 14. und 28. November)

● den Weihnachtsmarkt im Zentrum unserer Stadt

bieten sich für einen solchen Anlaß an.

Mit all diesen Pfunden ist Meiningen auf dem Weg wieder ein attraktives Touristenzentrum zu werden.

Radwege, Bahnstrecken und Fernverkehrsstraßen verbinden Meiningen mit Franken und wem die Sehenswürdigkeiten unserer gastlichen Stätte nicht genügen, wird Meiningen als Ausgangs- oder Endpunkt seiner Wanderungen in die Rhön oder den Thüringer Wald festlegen.

Ich wünsche Ihrer Bundestagung einen erfolgreichen Verlauf und Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in Meiningen!

Reinhard Kupietz  
Bürgermeister

Helmut Müller

## Die Residenzstadt Meiningen

Das Aussehen der Stadt Meiningen ist bis heute von ihrer vormaligen Aufgabe als Residenz geprägt. Von 1680 bis 1918 war die Stadt Residenz der Herzöge von Sachsen-Meiningen. Dieses Herrscherhaus entstammte dem Gesamthaus der Wettiner, die in Thüringen als deren ernestinische Linie die politische Gliederung wesentlich mitbestimmten.

Das Herzogtum Sachsen-Meiningen war durch Teilung aus dem Herzogtum Sachsen-Gotha-Altenburg hervorgegangen. Obwohl Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha-Altenburg (\* 1601, † 1675) verfügt hatte, daß seine sieben Söhne nach seinem Tode das Herzogtum gemeinsam regieren sollten, nahmen sie doch 1680/81 die Teilung vor.

Die Stadt Meiningen bot gewisse Voraussetzungen für die Funktion als Residenz. Sie

war bereits nach dem Aussterben der Grafen von Henneberg im Jahre 1583 Sitz der gemeinsamen Verwaltung der ehemals hennebergischen Besitzungen, die durch Erbvertrag nach dem Erlöschen des Grafenhauses an die verschiedenen wettinischen Herrscherhäuser fielen, geworden.

Ansonsten hatte die städtische Kommune Meiningen im Jahre 1680 ungünstige Voraussetzungen für die Aufnahme einer absolutistischen Hofhaltung. Die Stadt war im 16. Jahrhundert durch ein prosperierendes Verlagswesen der Tuchherstellung wirtschaftlich stark geworden, die Einwohnerzahl hatte sich in dieser Zeit verdoppelt. Ein gewisser Reichtum drückte sich in der innerstädtischen Architektur repräsentativer Fachwerkhäuser wohlhabender Bürger aus.

Der Dreißigjährige Krieg hatte diesen Wohlstand vernichtet. Die Wirtschaft war,



Poligraphia Meiningensis 1676 von Güth, Johann Sebastian



Schloß Elisabethenburg

wie allenthalben, völlig ruiniert, die Einwohnerzahl war von ca. 4000 auf 1300 reduziert, von 669 Häusern standen am Kriegsende noch 352. Bis 1680 hatte sich die Stadt und das Land keinesfalls auch nur annähernd vom Dreißigjährigen Krieg und seinen Folgen erholt. Diese wirtschaftlich, sozial und kulturell darniederliegende Stadt wurde nun Residenz.

Das erste noch heute erhaltene und beeindruckende Zeugnis von der Residenzfunktion der Stadt ist das Schloß Elisabethenburg. Als Herzog Bernhard I. von Sachsen-Meiningen (\* 1649, † 1706) mit seiner Familie im Juni 1680 seinen ständigen Wohnsitz in Meiningen nahm, standen ihm die Gebäude der ehemaligen würzburgischen Burg zur Verfügung. Bischof Lorenz von Bibra hatte sie auf den Resten einer 1432 zerstörten Burganlage in den Jahren 1509–1511 erbauen lassen. Diese zweihundert Jahre alten Gemäuer entsprachen nicht mehr den Repräsentationsbedürfnissen der absolutistischen Hofhaltung eines, wenn auch kleinen, deutschen Fürsten zur Zeit Ludwig XIV. von Frankreich. So hat Herzog Bernhard I. Stadt und Land trotz der Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges

rücksichtslos mit den unterschiedlichsten Lasten für den Schloßbau belegt. Nach zehnjähriger Bauzeit ist mit der Weihe der Schloßkirche "Zur Heiligen Dreifaltigkeit" der wesentlichste Teil dieses ersten Baugeschehens abgeschlossen.

Die Stadt Meiningen war topographisch trotz dieser Veränderung auf dem Schloßterrain ansonsten in den doppelten mittelalterlichen Mauerring, der noch durch die Werra und einen dreifachen Wassergraben verstärkt war, eingeeengt. Erst unter der Regierung der Herzöge Karl (\* 1754, † 1782) und Georg I. (\* 1761, † 1803) ist diese mittelalterliche städtische Siedlungsstruktur aus der geistigen aufklärerischen Grundhaltung dieser beiden Herzöge heraus planmäßig und zielstrebig aufgebrochen und gewandelt worden. Goethe hat, obwohl sich Dank seiner fördernden Orientierung auch in Weimar ähnliche Prozesse der städtischen Umgestaltung vollzogen, wahrscheinlich aus einer momentanen Verärgerung über eine kurzzeitige Entfernung von Charlotte von Stein wegen einer Dienstreise zu diesen Vorgängen in Meiningen an Frau von Stein geschrieben: "Ich gehe

auf Meiningen. Es graut mir vor dem Anblick zweier junger, erst freigelassener Prinzen, und noch dazu solcher. – – – Die Herzöge wenden Erde und alte Mauern um und machen Thorheiten, die ich ihnen gern verzeihe, weil ich mich meiner eigenen erinnere. Sie fragen mich um Rath, und ich habe gelernt nicht mehr zu rathen, als was ich sehe, das auszuführen ist.“ – (Im April 1782 wohl als die blasierte Äußerung eines verärgerten jungen Mannes von zweiunddreißig Jahren anzusehen, der über zwei gleichaltrige Männer urteilt, wovon einer bereits seit sieben Jahren die Regierung ausübte.)

Herzog Karl verstarb bereits 1782. Sein Bruder Georg I., der bis zum Jahre 1803 regierte, war seit 4. Februar 1782 Mitregent, allein regierender Herzog nach seines Bruders Tod. Er fühlte sich aus innerster Überzeugung verpflichtet, die Ideen der Aufklärung in Meiningen, d.h. in seiner Residenz und in seinem Herzogtum, in die Praxis des Lebens umzusetzen.

Für das städtische Siedlungsgefüge bedeutete das vor allem die Beseitigung der einengenden, in das Mittelalter gehörenden Stadtbefestigung mit dem doppelten Mauerriegel und den Torbastionen.

Der landschaftsgestalterische Aspekt der Aufklärung, daß Garten und Haus eine harmonische, aufeinander abgestimmte Einheit bilden sollten, wurde durch Georg I. für die Gestaltung von Parkanlagen realisiert. Die Stadt wurde von ihm gleichgesetzt mit dem Haus. Hier lebten und arbeiteten die Bürger. Die nunmehr beseitigten mittelalterlichen Befestigungen störten nicht mehr bei der Anlage eines ästhetisch geplanten und zugleich ökonomisch nützlichen Parkes unmittelbar an die Stadt. Der Park war für ihn der Garten.

Zuerst dachte man ganz im Trend der Zeit an einen Tiergarten. Aber völlig im Sinne aufklärerischer Praxis wurde seit 1782 eine Parkanlage auch für die "Oeconomie" des Landes (als Beispiel für Land- und Forstwirtschaft, konzipiert und angelegt.

Anregungen gaben zeitgenössische Vorbilder. So war um 1764 durch Franz von Anhalt-Dessau die großangelegte Parkanlage im englischen Stil in der Elbaue von Dessau-Wörlitz ins Leben gerufen, und seit 1778 vollzog sich am Rande der Residenz Weimar

unter maßgeblicher Mitwirkung Goethes die Gestaltung des Ilmparkes. Das Problem für eine solche Parkanlage in Meiningen bestand vor allem darin, in der Enge der PORTA FRANCONIA eine optisch weiträumige Gestaltungslösung zu finden, die neben der Enge des Werratales ebenso seine Ausweitung nach Norden berücksichtigte. Drei Generationen der Gärtner- und Landschaftsgestalterfamilie Buttman haben hier mit Erfolg gearbeitet.

Gerade heute, in einer Zeit der industrialisierten und technisierten Städte empfindet der Gast in Meiningen besonders beeindruckend, daß die Stadt und ihre natürliche Umgebung miteinander korrespondieren und somit eine harmonische Einheit bilden. Meininger Flair wird bis heute davon geprägt.

Die Residenz wird nicht umgestaltet, um äußerlich den repräsentativen Eindruck von absolutistischer Größe und Macht zu dokumentieren und damit über die Kleinheit des Herzogtums und die tatsächliche politische und wirtschaftliche Begrenztheit seines Gewichts in der Vielzahl deutscher Kleinstaaten hinwegzutäuschen. Einige dieser Meininger Herzöge, vor allem Karl, Georg I. und schließlich der überragende Georg II. (\* 1826, † 1914) haben ihre Stellung nicht floskelhaft aus gegebenen Anlaß ihrer Geburt als "von Gottes Gnaden" angesehen, sondern als den mit größter Gewissenhaftigkeit ernst zu nehmenden Beruf eines Regenten, zu dem sie berufen waren.

Dementsprechend waren die Akzente ihrer Regierung für das Land und für die Residenz von Bedeutung. Die Grundlagen dazu legte in Meiningen eine Frau. Es war die Herzogin Charlotte Amalie (\* 1730, † 1801), die Mutter der Herzöge Karl und Georg I. Nicht allein durch die Erziehung ihrer Söhne, sondern auch durch praktische Maßnahmen in der Zeit ihrer vormundschaftlichen Regierung von 1763 bis 1775 hat sie tragfähige politische, wirtschaftliche und geistig-kulturelle Voraussetzungen eingeleitet und geschaffen, die für die Zukunft des bis dahin zerrütteten Herzogtums von Bedeutung waren.

Diese Frau war es, die dem praktischen Wirken der Freimaurer in Deutschland eine sehr frühe Heimstatt gab. Das führten Ihre Söhne fort. Lehrerausbildung für die Land-

schulen, wirtschaftsfördernde Maßnahmen, umfassende medizinische Betreuung, Impulse für Kunst und Wissenschaft .... das sind einige Wirkungsbereiche, die von den Regenten, ihrer Regierung und von der Residenzstadt ihren Ausgang nahmen.

Im ersten Jahr des neuen Jahrhunderts war der Erbprinz geboren. Gemäß seiner zutiefst humanistischen Lebensauffassung und seiner Überzeugung von den Pflichten eines berufenen Regenten gab ihm der Vater die Vornamen Bernhard Erich Freund. Dieser Bernhard II. sollte im Sinne der aufklärerischen Überzeugung seines Vaters stets der Freund seines Volkes sein; deshalb also der programmatisch gewählte, ungewöhnliche dritte Vorname.

Auch Herzog Bernhard II. Erich Freund (\* 1800, † 1882) prägte das äußere Antlitz seiner Residenz. In seine Regierungszeit (1821–1866) fällt der Ausbau der heute wiederum nach ihm benannten Bernhardstraße mit repräsentativen Gebäuden zwischen dem Englischen Garten und dem Schloßpark und dem 1831 eröffneten ersten Theatergebäude (am gleichen Platz des heutigen Theaters). Es war ihm sehr an einem städtischeren Aussehen seiner Residenz gelegen, und er gab seinen Bediensteten zum Bau entsprechender Wohnhäuser den notwendigen Grund und Boden. Zu diesen Aufgeforderten des damaligen repräsentativen Hausbaus gehörte auch der Begründer des Hennebergischen Altertumsforschenden Vereins (gegr. 1832), der Bibliothekar, Historiker und Volkskundeforscher Ludwig Bechstein. Den Wunsch seines Herzogs auszuführen, ist Bechstein nicht leicht geworden.

Einige fast diametral anmutende bauliche Unternehmen fallen in die Regierungszeit und bis zu einem gewissen Grade in die Regie Bernhard Erich Freunds: der Bau des neogotischen Schlosses Landsberg auf den Trümmern der im Bauernkrieg zerstörten Burg Landswehr im Norden der Stadt (1836–1840), der Bau des Marstalls (1843) ebenfalls in neogotischer Auffassung gegenüber dem Südflügel des Schlosses Elisabethenburg und in gleicher architektonischer Auffassung die herzogliche Gruftkapelle (1839–1842) im Englischen Garten. Architekt war für alle diese Bauwerke A. W. Doebner (\* 1805, † 1871).

In diese neogotische Mentalität brach der für Deutschland relativ frühe Bau der Eisenbahnstrecke im Werratal und ihre Eröffnung 1858 ein. Das östliche Terrain des Englischen Gartens wurde für die Bahnhofsanlagen benötigt. Eine gute natürliche Sichtblende gegen diese verkehrstechnischen Anlagen schuf man durch die Anlage der Lindenallee. Herzog Bernhard II. Erich Freund förderte diesen Einzug des technischen Fortschritts. Seine Beteiligung an der Werratalbahn lag auf der Ebene eines Aktionärs.

Ansonsten widersetzte sich das Herzogshaus nachhaltig dem Eindringen von Industrie in die Stadt in der PORTA FRANCONIA. Auch hier siegte als Ausnahme die Eisenbahn mit einer Werkstatt, die sich schließlich zu einem bedeutenden Reichsbahn-Ausbesserungswerk (heute speziell für die Regeneration von Dampflokomotiven) entwickeln sollte.

Das Zeitalter des Kapitals und der Industrie etablierte sich in Meiningen nicht mit rußigen Schornsteinen, düsteren Werkhallen und zahllosen Mietskasernen, sondern durch die Gründung und Ansiedlung großer Banken. 1856 gründeten die Brüder Sulzbach mit ihrem Geschäftsfreund Jäger in Meiningen die Mitteldeutsche Creditbank. Diese wurde 1886 nach Frankfurt am Main verlegt. Auf die Initiative der gleichen Bankiers geht die 1862/63 in Meiningen erfolgte Gründung der deutschen Hypothekenbank zurück. Dieses einst zu den bedeutendsten deutschen Banken zählende Geldinstitut verlegte seinen Sitz schließlich von Meiningen nach Weimar. Nach dem 2. Weltkrieg fusionierte die Hypothekenbank schließlich in Frankfurt am Main mit der Dresdner Bank. Aus den Finanzunternehmen der Brüder Strupp in Meiningen und in Gotha wurde 1905 die Bank für Thüringen A. G. in Meiningen. Am Beginn der Leipziger Straße, in unmittelbarer Nähe des Meininger Theaters, ist noch heute der 1907–1909 erbaute Palast dieser Bank zu sehen (heute Bezirksgericht). Ihm schließt sich der bereits 1899 eröffnete repräsentative Bau der Hypothekenbank an (heute Filialen der Deutschen Bundesbank, der Deutschen Bank A. G. und der Sparkasse).

Das Gesicht der Residenzstadt sollte schließlich noch eine entscheidende Verände-

zung durch einen Brand erfahren, der am 5. September des Jahres 1874 einen großen Teil des spätmittelalterlichen Aussehens der Altstadt vernichtete. Dieses Unglück löste eine umfassende Solidaritätsbewegung in Deutschland aus. Zur Erinnerung daran sind die Wappen besonders aktiv helfender Städte an der Ostfassade der ehemaligen Bank für Thüringen angebracht. Auch Straßennamen, wie Leipziger Straße, Berliner Straße u. a. gehen in Meiningen nicht auf die Verkehrsrichtung nach der genannten Stadt zurück, sondern auf die Dankbarkeit der Stadt Meiningen für die 1874 erwiesene solidarische Hilfe.

Herzog Georg II. griff maßgeblich beim Wiederaufbau ein. Die zum Markt führende Georgstraße, einst die Hauptverkehrsachse (ältester Verlauf der heutigen B 19 im Stadtgebiet, heute Fußgängerzone) erhielt einschließlich der benachbarten Straßen eine Fassung, die den Vorstellungen des Herzogs von seiner Residenz entsprach. Von 1884 bis 1889 wurde auch die Marktkirche umgebaut, um dem Zentrum der Stadt und der nach dem Brand eklektizistisch gestalteten Georgstraße abschließend eine besondere architektonische Markierung zu geben.

Wilhelm Raabes Feststellung: "Meiningen ist der Welt durch die Meininger bekannt geworden" weist noch auf völlig andere Dimensionen in der Geschichte und in der Bedeutung der Residenzstadt hin als lediglich auf die Wandlung ihrer Struktur und Architektur unter den Herzögen von Sachsen-Meiningen.

Die "Meininger" waren das Schauspielensemble des Hoftheaters, welches die Ideen Herzog Georg II. und der Freifrau von Heldburg zu einer grundlegenden Reform der Schauspielkunst von 1874 bis 1890 durch Gastspielreisen in ganz Europa verbreiteten. Auch auf die Hofkapelle sollte schließlich diese ehrenvolle Bezeichnung noch angewandt werden. Sie hat unter der Leitung Hans von Bülow bis heute Maßstäbe für die Interpretation sinfonischer Musik gesetzt. Mit dem Musikleben der Residenz und mit der Hofkapelle sind die Namen und das Schaffen von Johannes Brahms, Richard Strauss, Fritz Steinbach und Max Reger eng verbunden.

Theater und Musik haben in Meiningen seit den Anfängen des Herzogtums Aufmerk-

samkeit und Förderung durch Vertreter des Herzoghauses erfahren. So waren es drei Generationen einer Linie der berühmten Bach-Familie, die in Meiningen mit ihrer Doppelbegabung von Musik und Malerei erfolgreich wirkten.

Von den Literaten machte hier der ständig unruhige Jean Paul von 1801 bis 1803 Station, bevor er nach dem Zwischenaufenthalt in Coburg schließlich seit 1804 in Bayreuth nach einem unsteten Wanderleben sesshaft wurde. Auch Friedrich Schillers Aufenthalt in Bauerbach (1782/83) ist mit Meiningen verbunden, obwohl der "Dr. Ritter" sein ohnehin löchriges Inkognito durch die Neugier der Meininger Bürger sehr gefährdet sah. Aber seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Bibliothekar Reinwald, der schließlich sein Schwager werden sollte, sind schon der Erwähnung wert.

Und es ist zu ergänzen, daß 1789 Schiller durch Karl August von Sachsen-Weimar seine Berufung an die Jenaer Universität erhielt, daß dieser ihm auch Anfang 1790 ein Jahresgehalt von 200 Talern gewährte. Aber die Sehnsucht nach "einer bürgerlichen und häuslichen Existenz", nach einem Geschöpf, "das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß" sollte Schiller letztlich jedoch durch den armen Vetter der Weimarer Herrschaften in Meiningen mit dem Hofratsdiplom, mit dem "von" Schiller, vom 13. Januar 1790 und die dadurch ermöglichte Heirat gewährt werden.

Der bekannte Name Bechstein ist gleich zweimal mit der Geschichte der Residenz Meiningen verbunden. Zuerst war es der Forstwissenschaftler Johann Matthäus Bechstein (\* 1757, † 1822), der nach Berufung durch Herzog Georg I. in Dreißigacker oberhalb der Residenzstadt in einem vormaligen Jagdschloß eine Forstschule gründete, die 1803 zur Forstakademie erhoben wurde.

Johann Matthäus Bechstein war der Pflegevater des als Märchensammler und Publizist von Sagen und Märchen noch heute allgemein bekannten Ludwig Bechstein (\* 1801, † 1860). Dieser hatte seine Beschäftigung als herzoglicher Hofbibliothekar in Meiningen. Er betrieb umfangreiche historische Forschungen und begründete 1832 in Meiningen einen der frühesten deutschen

Geschichtsvereine, den hennebergischen altertumsforschenden Verein, der bald Kontakte im gesamten deutschen Sprachraum hatte.

Das sind Namen von Persönlichkeiten, die hier in einer kleinen Auswahl vorgestellt, als typisch für die Verzahnung bürgerlicher Leistungen mit den höfischen Kulturäußerungen in den Residenzen des 18. und 19. Jahrhunderts stehen sollen.

Die erwähnten Aktivitäten der "Meininger", ob Schauspiel oder Orchester, sind jedoch Ensembleleistungen, durch die geniale reformerische Ideen auf konkreten Gebieten der Kunst eine bis heute international nachwirkende Verbreitung gefunden haben.

Die Residenzstadt hat dazu weder die Substanz geboten, noch war sie tragendes Element. Sie war lediglich der geographische Punkt, an dem vorbereitet und experimentiert wurde und von dem in kunstmissionarischer Absicht nach Deutschland und nach Europa ausgezogen wurde.

Wenn man die Geschichte der Stadt Meiningen als Residenz betrachtet, darf nicht übersehen werden, daß die Bürger der Residenzstadt zu diesen reformerischen Persönlichkeiten, deren Kunst und Lebenshaltung und zu den betriebenen Reformwerken (so weit sie diese überhaupt als solche begriffen) durchaus ein distanziertes Verhältnis hatten. Die heute proklamierte und angeblich seit Georg II. in Anspruch genommene Theater- und Musikbegeisterung der Meiningen ist eine erwachende Rückbesinnung auf diese Zeit. Sie wurde durch das Erschrecken nach der Novemberrevolution des Jahres 1918 ausgelöst, nun nicht mehr eine Residenzstadt, sondern nur noch eine Kreisstadt im Land Thüringen (aber mit großen Traditionen) zu sein.

Hans von Bülow hat sich über die Residenz und ihre Einwohner kritisch geäußert. Die Kleinbürgerlichkeit bekamen auch Georg II. und seine Gemahlin Freifrau Helene von Heldburg nach ihrer Heirat 1873, noch unterstützt von Adelsstolz und Offiziershochmut, demonstriert. Bis zur Eheschließung war sie ja nur die Schauspielerin Ellen Franz.

Die Anekdote, Max Reger habe einmal mit Blick auf den nur spärlich gefüllten Zuschauerraum des Theaters vor einem Konzert geäu-

Bert: "Dös schaut ja aus wie e alte Zahnbürschten", ist gewiß so kennzeichnend wie auch seine aus der Rückschau gegebene Einschätzung der Residenz Meiningen: "Glauben Sie solche kleine Städte – noch dazu 'Hof' u. solches Überwiegen des Militärs u. gesellschaftlicher Beziehungen sind der Ruin des Künstlers."

Bei der Neigung zu großen Steigerungen bei Max Reger bleibt doch, daß er trotz seiner ebenso belegbaren Begeisterung für Meiningen (und um dies auch aus der Musik zu begreifen, sollte man sich seine Mozart-Variationen anhören) und seiner Liebe und Verehrung für Georg II., ein Grundproblem sah und aussprach: die Kleinheit der Stadt im Verhältnis zur Größe der erwarteten und ausgeführten künstlerischen Aufgabe weit über die Grenzen dieser Stadt hinaus.

Die soziale Struktur der Stadt war neben dem bürgerlichen Element vom Hof und vom Militär bestimmt. Meiningen als Garnison wurde vor allem durch das 1. und 2. Bataillon des Infanterieregiments Nr. 32 geprägt. Eine stattliche Kaserne, 1866/67 gebaut, bestimmte den Abschluß einer dreizeiligen Triumphstraße (Lindenallee). Diese wurde am der Kaserne entgegengesetzten Ende von dem 1878 erbauten Amtshaus beschloss, welches in den Nischen seiner Fassade die Statuen von Repräsentanten sechs deutscher Kaiserhäuser trug (Karolinger, Sachsen, Hohenstaufen, Habsburger, Wittelsbacher, Hohenzollern. Diese sind, wie auch das Denkmal für Herzog Bernhard II. Erich Freund im Englischen Garten, gestaltet von Kaspar von Zumbusch, zur Zeit der DDR entfernt und zerstört worden).

Wenn es dem Herzoghaus im 19. Jahrhundert auch mit Erfolg gelungen war, die Industrie und mit ihr den sozialen und politischen Faktor der Industriearbeiter aus der Stadt fernzuhalten, so sollte sich in den Novembertagen des Jahres 1918 zeigen, daß diese soziale und politische Kraft durchaus auch aus der Kaserne heraus und in Uniform wirksam werden konnte. Von hier kam in Meiningen 1918 die Revolution, die Herzog Bernhard III. die Abdankungsurkunde auf den Tisch legte.

Noch einmal zur Residenzstadt Meiningen, die früher oft nur einseitig als "Theaterstadt" bezeichnet worden ist.

Im Jahre 1908 brannte das 1831 eröffnete Hoftheater ab. Es war das Haus, von dem die "Meiningener Theaterreform" 1874 ihren Ausgang mit den Gastspielreisen genommen hatte. Es war auch die Probe- und Spielstätte, wo Hans von Bülow seine "Meiningener Prinzipien" erprobte und Johannes Brahms anregende Impulse für sein Spätwerk erhielt. Das war im Jahre 1908 bedeutsame Vergangenheit. Es war Geschichte.

Der nunmehr zweiundachtzigjährige Herzog Georg II. ließ an gleicher Stelle wieder einen für damalige Verhältnisse großen und modernen Theaterbau errichten, dessen eindeutige Programmatik in das Giebfeld geschrieben wurde:

"GEORG II.  
DEM VOLKE ZUR FREUDE UND  
ERHEBUNG"

Was bewog ihn dazu?

Es war wohl die tiefe Einsicht des Realpolitikers und vor allem des Humanisten Georg von Sachsen-Meiningen, daß der politische und wirtschaftliche Weg seiner Zeit in die Katastrophe führen mußte. Seine intensive Beschäftigung mit den humanistischen Werten der Kunst war keine Flucht aus dieser Gegenwart. Auch hier war er Regent aus verantwortungsvoller Berufung.

Schon im Jahre 1891 hatte er sich deutlich geäußert: "Recht fraglich ist's, ob wir die Ruhe behalten, welche seit dem Krieg gegen Frankreich herrschte und ob wir nicht kolossalen Stürmen entgegengehen. Es will mir scheinen, als würde man an höchster Stelle bei uns immer chauvinistischer - vielleicht weil man einsieht, daß der bewaffnete Friede uns auch nach und nach ruiniert, vielleicht aber auch, weil der häufige Anblick großer deutscher Heeresmassen das Vertrauen in die eigene Kraft stärkt. Was werden wir aber bestenfalls erreichen, wenn wir losplatzen? Die Erhaltung des Status quo. Den besitzen wir schon heute! Geht die Geschichte aber schief, was dann?"

Georg wollte in seiner Residenz für die Zukunft eine Stätte des Humanismus als Verpflichtung zur künftigen Wirksamkeit

"dem Volke zur Freude und Erhebung" hinterlassen, wenn dieser Chauvinismus weiter ins Kraut schießen würde und wenn "die Geschichte aber schief" gehen mußte. Sie ist es gegangen.

An dem Tage, an dem im fernen Sarajewo die den 1. Weltkrieg auslösenden Schüsse fielen, wurde Georg II. auf dem Parkfriedhof von Meiningen zur letzten Ruhe gebettet. Eine Ära auch der Residenzstadt Meiningen war zu Ende.

Meiningen konnte seitdem nicht mehr durch "Meiningen" in die Welt hinausziehen. Es zeigte sich jedoch, wie auch schon zu Zeiten Georgs, Bülows, Steinbachs und Regers, daß die Stadt durch qualitative Musikfeste, durch maßstabsetzende Inszenierungen, durch die "Studientage für Kammermusik und Solospiel", Ausstellungen usw. eine kulturmissionarische Ausstrahlung ausüben kann, wenn sie dadurch viele Menschen anzieht.

Nach der Novemberrevolution sind diese wertvollen Kulturleistungen und ihre Dokumente (die Gebäude und Parkanlagen, das Theater und Orchester, die Museen und Sammlungen, Archive, Bibliotheken, Denkmale u. a.) den nachfolgenden Generationen und den Regierenden in der Stadt und dem Land als zu groß erschienen. Sie werden bis heute von den maßgeblich Regierenden als eine drückende Hypothek empfunden, der man sich schnell und gründlich entledigen sollte.

Die Stadt hat sich bis heute ihr unverwechselbares Flair erhalten, das durch ihre Geschichte als Residenzstadt in der PORTA FRANCONIA begründet und geprägt wurde.

\* \* \*

Zwischen einer Residenz und dem von ihr aus regierten Land bestehen unleugbare Wechselbeziehungen. Was war also das **Herzogtum Sachsen-Meiningen**? Es entstand 1680 aus Teilen des Herzogtums Sachsen-Gotha-Altenburg. Die eifersüchtig beobachteten anteiligen Einkünfte führten bei dem Teilungsprozeß die Feder. Entsprechend nahm sich auch der Flickenteppich aus, der aus dem zuteilenden Gerangel der sieben Brüder auf der politischen Landkarte

Thüringens und Nordfrankens zustande kam. (Diese sieben Herzöge lagen damit in Deutschland allerdings vollkommen im Trend der Zeit!)

Es ist die Frage zu stellen und zu beantworten, warum und wie diese einstmals hennebergische Region eigentlich thüringisch wurde. Die Grafen von Henneberg, deren regierendes Geschlecht 1583 am Fuße der Stammburg ausstarb, werden von der thüringischen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung nur am Rande zur Kenntnis genommen. Die fränkisch orientierte historische Disziplin sah und sieht das anders, waren doch die Grafen von Henneberg als Burggrafen von Würzburg, als Besitzer des reichen Amtes Mainberg ... usw. politisch und territorial weitaus mehr in die fränkische Geschichte eingebunden.

Die Bischöfe von Würzburg und Herzöge von Franken hatten über ein halbes Jahrtausend ein (nur kurzzeitig gemindertes) großes Interesse am vormaligen Königshof Meiningen und schließlich an der nördlichsten Stadt ihres Bistums und Herzogtums.

Die Stadt Meiningen war für sie der Pfahl im empfindlichen Fleisch der politischen und wirtschaftlichen Konkurrenz durch die Grafen von Henneberg. Im Spannungsfeld dieses unterfränkischen Dualismus zwischen Würzburg und Henneberg haben verschiedene Kleindynasten des Mittelalters, so z.B. die Herren von Bibra u.a. ihre erfolgreiche Bestandspolitik betrieben.

Die Weichenstellung zur Einordnung der hennebergischen Region zwischen Rennsteig, Grabfeld und Rhön nach Thüringen erfolgte endgültig mit der Erbverbrüderung zu Kahla vom 1. September 1554 zwischen den Hennebergern und Ernestinern. Würzburg hat seine Ansprüche relativ schnell aufgegeben. Nachdem bereits 1542 die Stadt und das Amt Meiningen von Würzburg im Tausch gegen das Amt Mainberg an die Grafen von Henneberg gegeben worden war, zeigte Würzburg nach dem Aussterben der Henneberger auch kein großes Interesse, das im Vertrag von 1542 festgeschriebene Heimfallrecht auf die Stadt und das Amt Meiningen durchzusetzen. Würzburg ließ sich in Verhandlungen von 1583 bis 1586 dazu bewegen, mit Abfindungen zufrieden zu sein. Da-

mit verabschiedete sich Würzburg nach einem halben Jahrtausend als politische Macht aus der Hennebergischen Region zwischen Rennsteig, Grabfeld und Rhön. Es hat lediglich bis in die Zeiten der DDR hinein hier die Grenzen seiner Diözese aufrecht erhalten.

Die Zugehörigkeit zum Fränkischen Kreis blieb für das Territorium der ehemaligen Grafschaft Henneberg gemäß der Kreiseinteilung des Reiches von 1500/1512 bestehen. Sie wurde auch von den Herzögen von Sachsen-Meiningen akzeptiert.

Das Ausscheiden der politischen Macht Würzburg hatte zwangsläufig auch das Nachlassen und schließliche Aufhören geistig-kultureller Einflüsse und Potenzen zur Folge. Bis in das ausgehende Mittelalter begegnet uns in dieser Region eine fränkisch orientierte und geprägte Kunst. Die Gegenreformation setzt sich weder konfessionell noch künstlerisch in der hennebergischen Region durch. Auch auf diesem Gebiet wird das fränkische Element durch das thüringische abgelöst.

Dieses besteht aber zuerst darin, daß die ernestinischen Thüringer Zentren Bollwerke der Reformation sind. Viel musische Substanz geht aus den protestantischen Pfarrfamilien hervor. So beginnt dieses ehemals hennebergisch-fränkische Land zwischen Rennsteig, Grabfeld und Rhön nach der Erschöpfung durch den Dreißigjährigen Krieg zu einem thüringisch geprägten Kulturfaktor zu werden, der schließlich bis zum 19. und beginnenden 20. Jahrhundert seine Ausstrahlung auch auf Unterfranken ausüben sollte.

Das Territorium des Herzogtums Sachsen-Meiningen umfaßte ursprünglich die Stadt und das Amt Meiningen, Amt und Festung Untermaßfeld, Stadt und Amt Wasungen, die Ämter Sand und Frauenbreitungen, die Orte Herpf, Stepfershausen, Utendorf und Mehlis, das Kammergut Henneberg und die Sandische Extraordinärsteuer. Es waren also Gebiete, die sich von der Haseimündung im Werratal bis Bad Salzungen und östlich sowie westlich davon in Sprengeln bis in den Thüringer Wald bzw. bis in die Rhön erstreckten.

Die sieben thüringischen Herzogtümer, die aus der Teilung von 1680 hervorgingen, waren: Gotha, Coburg, Meiningen, Römhild, Hildburghausen, Saalfeld und Eisenberg.

Vier davon lagen südlich des Thüringer Waldes und umfaßten wesentliche Teile der ehemaligen Grafschaft Henneberg. Sie lagen in der nordfränkischen Region.

Von diesen sieben Herrscherlinien starben Coburg (1699), Eisenberg (1707) und Römhild (1710) mit dem Tod ihrer Stifter aus. Um das Erbe gab es langwierige Irrungen. Auch Sachsen-Meiningen mußte erfahren, wie aufmerksam das Stammhaus in Gotha nach Möglichkeiten Ausschau hielt, um die nachteiligen Folgen dieser Teilung zu korrigieren und diese Gebiete zurückzugewinnen.

Daraus entstand z.B. der "Wasunger Krieg" (1747/48), ein Kapitel deutscher Kleinstaaterei, welches an Lächerlichkeit kaum zu überbieten ist. Auch nach dem Ableben von Herzog Anton Ulrich im Jahre 1763 standen die Truppen Gothas um die Stadt Meiningen und hatten ihre Geschütze auf sie gerichtet.

Das Herzogtum Sachsen-Meiningen erhielt seinen endgültigen Gebietsumfang durch die Vereinigung mit dem Herzogtum Sachsen-Hildburghausen im Jahre 1826. Damit war es nach dem Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach der zweitgrößte Staat in Thüringen. Seine Fläche betrug 2468,1 km<sup>2</sup>. (Für heutige Begriffe von der Größe eines Landes sei empfohlen, sich auf der Karte für das Herzogtum Sachsen-Meiningen etwas mehr als die fünffache Fläche des Bodensees vorzustellen.)

Die Länge dieses sachsen-meiningischen Territoriums betrug 133 km, seine durchschnittliche Breite 16 km. Es lag mit seiner hauptsächlichlichen Gebietsfläche für Süddeutschland als Eingangsbereich nach Thüringen südwestlich vor dem Thüringer Wald. Diese für Thüringens Verkehrs- und Wirtschaftsstruktur nicht unwichtige geographische Lage bestimmte vor allem seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert auch die Wirtschafts- und Verkehrspolitik der Regierung Meiningens. Die Anlage guter Chausseen, die den Handel und Verkehr durch das Territorium förderten, war ein wirtschaftspolitisches Hauptanliegen.

Der Thüringer Wald ist und bleibt eine morphologische Barriere. Ihre Überwindung mußte ermöglicht werden. Im Jahre 1829 führte Preußen Verhandlungen mit dem

"Süddeutschen Handelsverein" und auch mit den Regierungen der Herzogtümer Sachsen-Meiningen und Sachsen-Coburg-Gotha. Es erlangte die Zustimmung zum Bau zweier wichtiger zollfreier Straßen aus Mittelthüringen, über den Thüringer Wald in den fränkischen Raum: 1. Langensalza-Gotha-Zella-Meiningen-Würzburg, 2. Zella (Abzweig)-Lichtenfels-Bamberg.

(Es ist heute deprimierend, wie diese Bedeutung der hennebergisch-fränkischen Region als Eingangsbereich aus Süddeutschland nach Thüringen aus zentralthüringischer Sicht nicht voll begriffen wird. Südthüringen ist in vielerlei Hinsicht noch immer Randzone, was es in der DDR durch seine abgeschottete Grenzlage geworden war.)

Der Bau der Eisenbahnlinsen im 19. Jahrhundert, zuerst östlich und westlich des Thüringer Waldes am Fuße dieser Barriere, dann auch mit ingenieurtechnischen Leistungen quer durch das Gebirge, hat die Entwicklung des nationalen deutschen Wirtschaftsgebietes wesentlich gefördert. Die ernestinischen Herzogtümer konnten ohne größere Schwierigkeiten einbezogen werden.

Goethes scharfsichtige Beobachtung wurde vom weiteren Verlauf der Geschichte bestätigt: "Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde, unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden das ihrige tun."

Die Wirtschaftsstruktur des Herzogtums war großräumig bestimmt von der Landwirtschaft, die sich vorwiegend im "Meininger Unterland" (Werratal, Grabfeld), ausbreitete und von Industrie und Gewerbe im "Meininger Oberland" (Raum Sonneberg-Neuhaus-Lauscha) sowie dem durch Bergbau und Schieferabbau geprägten Saalfelder Gebiet. Vier Fünftel seiner Fläche wurde vom Mittelgebirgscharakter bestimmt.

Es entspricht nicht dem tatsächlichen Sachverhalt, wenn diesen thüringischen Kleinstaaten grundsätzlich ökonomische Rückständigkeit nachgesagt wird. Zeitweilig entwickelten sich punktuell in ihren Territorien Techniken und Produktionsweisen, die vor dem Stand anderer Staaten lagen. Hier sei auf die eigenständige Erfindung des Porzellans verwiesen.

Um 1760 erfand Johann Gotthelf Greiner in Limbach, auf dem Thüringer Schiefergebirge selbständig und unabhängig das Hartporzellan. Er entstammte einer Lauschaer Glasmacherfamilie. Hier treten uns gleich zwei Produktionszweige entgegen, die auf der Basis von natürlichen Vorkommen und von den Energieresourcen des Mittelgebirges wichtige neue Wirtschaftszweige herausbildeten.

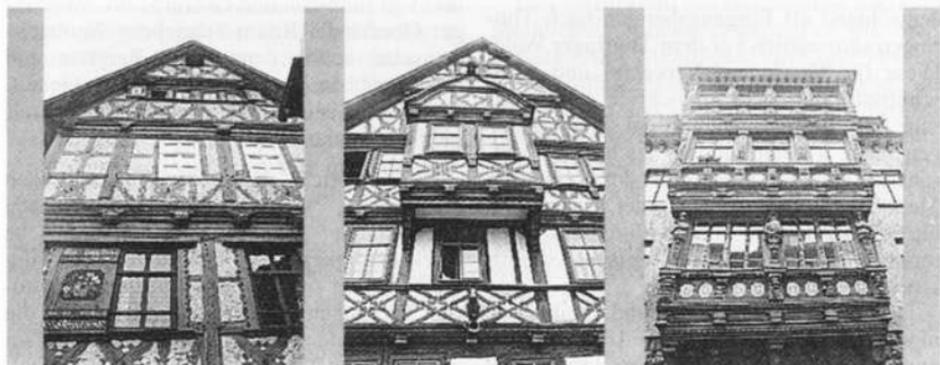
Ebenfalls auf der Basis vorhandener Ressourcen entwickelte sich im Raum Sonneberg die Spielzeugherstellung. In ein festes Verlagssystem eingebunden, stellten zahlreiche "Fabrikanten" unter Einbeziehung der ganzen Familie in Heimarbeit ihre Produkte her. Das soziale Elend dieser Heimarbeiter kann hier nur angedeutet werden. In Abhängigkeit von Gesteinen, Erzen, Sanden, Erden, Holz und Wasser wurde in den Siedlungen der Täler und Höhen des Thüringer Mittelgebirges so manche Erfindung gemacht, so manche Produktionstechnik und so manches neue Produkt entwickelt. Es zeigte sich aber häufig, daß bei fortschreitendem Bedarf nach diesen Produkten in eben jener Mittelgebirgsstruktur die Produktion nicht gesteigert werden konnte. In anderen Landschaften und unter entsprechend günstigeren Bedingungen setzte sich die Produktion fort. Die Ausgangspunkte konnten Notstandsgebiete werden. Das trifft durchaus auch für diese Gebirgsregionen des Herzogtums Sachsen-Meiningen zu.

Wenn die Verantwortlichen des Herzogshauses im 19. Jahrhundert auch mit Erfolg bemüht waren, die Industrie von ihrer Residenzstadt fernzuhalten, kann man deshalb in ihrer Wirtschaftspolitik nicht auf Industrie-feindlichkeit schließen. Sie waren bemüht, im Rahmen der Möglichkeiten ihres Herzogtums zu brauchbaren Lösungen zu gelangen.

Im Zusammenhang mit dem preußisch-österreichischen Krieg im Jahre 1866 war der Bestand des Herzogtums Sachsen-Meiningen während seiner zweihundertachtunddreißigjährigen Geschichte noch einmal ernsthaft gefährdet. Herzog Bernhard II. Erich Freund bekundete seine Sympathien für Süddeutschland und Österreich. Die Souveränität schien ihm von dieser Seite weniger gefährdet als durch die Vorherrschaftspolitik Preußens.

Seine Parteinahme für Österreich wurde von dem preußischen Sieger Wilhelm I. mit der Absicht beantwortet, das Herzogtum Sachsen-Meiningen einfach aufzuheben und als Dank für seine Bündnistreue dem Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha zur Vergrößerung seines Herzogtums zu übergeben. Bismarcks Mäßigungspolitik siegte auch hier. Bernhard II. Erich Freund mußte zurücktreten. Sein Sohn Georg II. übernahm die Regierung. Damit begann für das Herzogtum der bedeutendste Abschnitt seiner Geschichte. Nach der Novemberrevolution des Jahres 1918 ging es 1920 in dem Land Thüringen auf.

Helmut Müller, Berliner Straße 36,  
O-6100 Meiningen



Meininger Fachwerkbauten im henneberg-fränkischen Stil

## Herzog Georg II. und sein Verhältnis zur Musik

Der sich gegenwärtig – durch finanzielle Zwänge bedingt – vollziehende Strukturwandel in der Kulturlandschaft Thüringens wirft Fragen auf nach Traditionslinien, deren Bedeutung und Wertbestimmung für die Gegenwart. Für die Kunst- und Kulturleistungen, die Meiningen hervorgebracht hat, ist die Persönlichkeit Herzog Georgs II. von Sachsen-Meiningen von zentralem Interesse. Sowohl die Reformierung und Blüte der Schauspielkunst als auch die Reform der Orchestererziehung und Musikinterpretation sind auf ihn zurückzuführen. In der internationalen Theaterwelt ist Georg II. als der 'Meininger' Theaterherzog bekannt. Diese Bezeichnung ist so zutreffend wie irreführend, denn sie schränkt seine Verdienste allein auf die Theaterarbeit ein.

Mit den nachfolgenden Ausführungen soll erstmals der Versuch unternommen werden, über das Verhältnis Georgs II. zur Musik nachzudenken und nach den Ursachen zu fragen, wieso neben dem Hofschauspiel auch die Hofkapelle zu einem europäischen Spitzenensemble entwickelt werden und dreieinhalb Jahrzehnte lang ausgedehnte Gastspielreisen (mit rund 750 Konzerten) durch Deutschland und Europa unternommen konnte.

In die Jahre von 1866 bis 1914, vom Regierungsantritt Georgs II. bis zu seinem Tode, fielen eine Reihe musikgeschichtlich bedeutende Ereignisse; hier seien nur die wichtigsten genannt:

- der Kontakt zu Richard Wagner; die Integration der gesamten Meininger Hofkapelle in das Bayreuther Festspielorchester 1875 und 1876, persönliche Begegnungen Georgs II. und Richard Wagners in Bayreuth 1876 und in Meiningen 1877
- die Berufung Hans von Bülow zum Meininger Hofkapellintendanten (in Meiningen tätig von 1880–1885); die von Bülow mit der Hofkapelle ausgeprägte Orchester-

reform als Voraussetzung für Modellinterpretationen Beethovenscher und Brahms'scher Sinfonik; Gastspielreisen durch Deutschland, Holland, Österreich, Konzerte in den großen Musikzentren Wien, Berlin, München u. a.

- von Bülow eingeladen, kam Brahms 1881 nach Meiningen, was dem Herzogspaar, der Kapelle, den Kapellmeistern, dem Klarinetten Richard Mühlfeld, der Stadt und nicht zuletzt Brahms großen künstlerischen, geistigen und menschlichen Gewinn brachte
- Bülow förderte den jungen Richard Strauss maßgeblich und brachte ihn nach Meiningen, wo er wesentliche Impulse für seine Komponisten- und Dirigententätigkeit sowie seine spätere Theaterarbeit empfing
- Bülow und Brahms haben direkt und indirekt den nachfolgenden Hofkapellmeister Fritz Steinbach (in Meiningen tätig von 1886–1903) beeinflusst und geformt. Er entwickelte Meiningen zu einem Brahms-Zentrum, das – insbesondere durch seine drei Brahms-Musikfeste in den Jahren 1895, 1899 und 1903 – an Ausstrahlung und Anziehungskraft gewann; 1899 Errichtung des ersten deutschen Brahms-Denkmal nach Entwürfen Adolf von Hildebrands in Meiningen
- der Ruf der Meininger Hofkapelle sowie die Meininger Brahms-Tradition veranlaßten Max Reger, der Berufung zum Hofkapellmeister Folge zu leisten (als solcher in Meiningen tätig von 1911–1914)
- die Hofkapelle brachte zwischen 1875 und 1914 neben dem Klarinetten Richard Mühlfeld eine Reihe namhafter Bläusersolisten hervor.
- folgende Werke der musikalischen Weltliteratur entstanden im Zeitraum jener fünf Jahrzehnte *in bzw. für* Meiningen:

## Johannes Brahms

- 2. Klavierkonzert  
in Meiningen inoffiziell uraufgeführt
- 3. Sinfonie  
Bülow gewidmet
- 4. Sinfonie  
von Meininger Hofkapelle uraufgeführt  
vermutlich verdanken beide Sinfonien ihre  
Entstehung Bülow und der Meininger  
Kapelle

Gesang der Parzen  
Georg II. gewidmet

Klarinettenquintett op. 114

Klarinetten trio op. 115

alle von Richard Mühlfeld uraufgeführt

Klarinettensonaten op. 120 Nr. 1, 2

Richard Mühlfeld gewidmet

## Richard Strauss

Klavierquartett op. 13

Georg II. gewidmet

Hornkonzert op. 11

von Bülow, Leinhos und Meininger Ka-  
pelle uraufgeführt

Bläuersuite op. 4

von Meininger Bläsern in München urauf-  
geführt

Sinfonie f-Moll op. 12

deutsche Erstaufführung unter R. Strauss  
mit Meininger Kapelle

Bardengesang

komponiert für Meininger Inszenierung  
"Prinz von Homburg" (verschollen)

## Peter Tschaikowski

Klavierkonzert b-Moll

Bülow gewidmet

## Wilhelm Berger

alle opera von op. 87 bis op. 106

darunter die Orchestervariationen op. 97  
zum Gedenken an Richard Mühlfeld, der  
"Sonnenhymnus" op. 106, Lieder, Chor-  
und Kammermusik

## Max Reger

alle opera von op. 123 bis op. 140 während  
Meininger Zeit komponiert, darunter

Konzert im alten Stil

Georg II. gewidmet

Romantische Suite

Römischer Triumphgesang

Boecklin-Suite

Ballettsuite

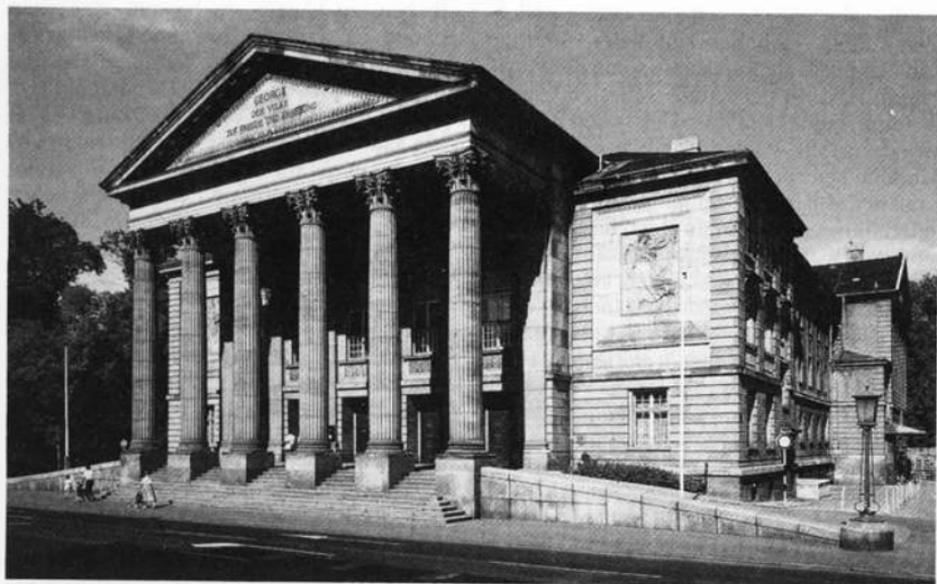
Mozartvariationen

der Meininger Hofkapelle gewidmet.

Angesichts dieser beeindruckenden Auf-  
listung musikgeschichtlich bedeutsamer Er-  
eignisse in Meiningen muß die Frage gestellt  
werden, welchen Anteil der Herzog daran  
hatte, ja, ob er nicht überhaupt der Impuls-  
geber dafür war.

Georg II. (1826–1914) erhielt eine umfas-  
sende humanistische Bildung, darunter auch  
Musik- und Klavierunterricht. Er wuchs in  
musefreundlicher Umgebung auf, denn die  
Hofhaltung seines Vaters Bernhard II. Erich  
Freund war der Musikpflege, Malerei, Litera-  
tur und Architektur gegenüber sehr aufge-  
schlossen. Während des Studiums (der Ge-  
schichte, der Philosophie und Altertums-  
kunde) in Bonn und Leipzig sowie während  
seiner Militärzeit in Berlin musizierte der  
Erbprinz nicht nur regelmäßig selbst sondern  
stand auch mit Musikern in regem Gedanken-  
austausch. In Leipzig wohnte er ein halbes  
Jahr lang im Hause Felix Mendelssohn Bar-  
tholdys, besuchte seine Gewandhauskon-  
zerte, nahm an dem gesellschaftlichen Leben  
der Familie Anteil. Zu seinem Berliner Be-  
kanntenkreis zählte u.a. Giacomo Meyer-  
beer. Außerdem knüpfte er dort Verbindun-  
gen zum Domchor, interessierte sich für "die  
großartige Musikaliensammlung im neuen  
Museum", insbesondere für die dort vorhan-  
denen ambrosianischen und gregorianischen  
Gesänge.

Später dann unternahm er ausgedehnte  
Reisen durch Süd-, West- und Nordeuropa,  
wo ihn Landschaft und die Zeugen des klassi-  
schen Altertums ebenso anzogen wie maß-  
stabsetzende Musik- und Theateraufführun-  
gen. Seine fundierte Ausbildung und die  
Reiseerfahrungen prägten seine Fähigkeiten  
zu einem angemessenen Sachurteil auch auf  
dem Gebiet der Musik. Der Prinzenenerzieher  
Moritz Seebeck hatte seinen Zögling schon in  
jungen Jahren eindringlich darauf verwiesen:  
"Man hat Musik und Baukunst schon oft pa-  
rallelisiert, und wie diese beiden Künste aller-



Theater Meiningen

dings manches Verwandte haben, so ist ihnen auch dies gemein, daß sie allein schon durch das Massenhafte bedeutend wirken. Dadurch darf man sich aber nicht irren lassen; der Eindruck den man empfängt ..., hat er nicht echten Werth und Gehalt, so ist er nicht dauernd."

Dieser hohe Anspruch an jegliche Kunst sollte eine der schätzenswertesten Tugenden des späteren Herzogs und eines der grundlegenden 'Meininger Prinzipien' werden. Was Georg II. auf die Musik bezogen unter diesem Wertanspruch verstand, teilte er in einem Schreiben vom 21. 2. 1873 seinem Hofmarschall v. Stein mit: "Der Hofkapellmeister [gemeint ist Emil Büchner – d.V.] wolle ... nicht glauben, daß er dadurch eine mir angenehme Abwechslung in die Konzerte [der Hofkapelle] bringt, wenn er Solosachen einmisch, die nur dazu da sind, um einen gewissen Grad an Virtuosität zu produzieren, an sich aber wenig Interesse bieten. Die Virtuosität ist mir in allen Künsten zuwider ..." In

dieser Beziehung mag sich auch Mendelssohns Persönlichkeit prägend für den Meininger Erbprinzen erwiesen haben, denn Robert Schumann äußerte über den Dirigenten Mendelssohn: "... der hohe Geist der Kunst sprach aus ihm in jedem Tone ... Bei aller vollendeten technischen Beherrschung des Stoffes lag ihm jede Virtuosität um ihrer selbst willen fern."

Welche Rolle Georg der Musik in ihrer Wirkung auf den Menschen zuwies, geht aus einem Brief hervor, den er 1860 an den ihm befreundeten KMD Bernhard Müller schrieb. Sein Inhalt bezieht sich auf die Interpretation von Musik in der Kirche: "Es muß in der Musik dasselbe sein, wie in den bildenden Künsten: effekthaschende sentimentale Bilder kann man in der Kirche nicht brauchen, sondern solche, welche ... dem Besucher nicht schmeicheln, sondern ihn richten; Richten in sofern als der Zuschauer dem Kunstwerk, den bedeutenden Persönlichkeiten gegenüber, die er im Bilde vor sich sieht, seinen eigenen Un-

werth, seine eigene verhältnismäßige Nichtigkeit fühlt. – Ähnliches muß der Hörer der Kirchenmusik auch erfahren, wenn die Musik danach ist ... In der Kirche soll nicht gerade Wehmut und weichliches Zerfließen der Gemeinde erzielt werden, sondern Kraft durch den Glauben für das Leben ...” Genau diese Kraft der Musik fand der junge Student Georg in Beethovens Werken. In Bonn hörte er während des Beethoven-Festes zum 75. Geburtstag des Meisters zum ersten Mal dessen IX. Sinfonie in der großartigen Interpretation von Louis Spohr. Unter dem tiefen Eindruck dieses Erlebnisses stehend, berichtete er an die Mutter: ”Diese 9<sup>te</sup> Symphonie ist gewiß die erhabenste und unwahrscheinlichste von sämtlichen Symphonien Beethovens. Freilich läßt sich ein solches opus ..., einem tiefen Eindruck ähnlich, nicht ohne Anstrengung ... begreifen. Beethovens Geist fand keinen Platz in dem Bereich des Seichten ..., sondern er mußte höher steigen, mehr ausdrücken als das Gewöhnliche.”

Für Georg II. waren alle Künste gleichberechtigt. Diese Grundeinstellung führte ihn schließlich zu einer Reformierung des Theaters, deren Ergebnis ein Gesamtkunstwerk, ein Ensemble aller Kunstgattungen auf der Bühne unter Einbeziehung der Musik war. Von der Bühnenmusik verlangte er, daß sie nicht zu Füllseln für Umbaupausen verkam, sondern das Stückgeschehen emotional vertiefte, Aussagen überhöhte, verallgemeinerte. Wie sensibel er sie auswählte, beleuchtet sein kurzes schriftliches Wort an den Intendanten des Hoftheaters Max Grube (vom 26. 7. 1909), die Inszenierung des ”Sommer-nachtstraum” betreffend: ”Am liebsten würde ich Mendelssohn’s Musik für die Aufführung streichen, die das Stück opernhaft verzerrt”.

Für Georg II. war die Musik – im Sinne Beethovens – Ideenträgerin, Mittlerin von Botschaften. Musik hatte für ihn, wie andere Künste auch, die Funktion, den Menschen zu

erheben, zu läutern, zu bessern. Zeitlebens gehörte für ihn das Instrumentalwerk von Beethoven und Brahms, vor allem aber das deutsche Requiem und die IX. Sinfonie zum Erhabensten in der Kunst überhaupt. Als er zum Jahresende 1879 schwer erkrankte und die mit Bülow für das Frühjahr 1880 vereinbarte Doppelaufführung der IX. verschoben werden mußte, schrieb seine Gattin, die Freifrau von Heldburg, an Bülow: ”Sie haben keine Idee, wie die Neunte den Herzog wachend und schlafend und in seinen Fieberphantasien erregte, und wie ihn der Gedanke an den Schluß z. B. regelmäßig zum Weinen bringt.” – Die Giebelinschrift am 1909 von Georg II. neu errichteten Meininger Theater ”Dem Volke zur Freude und Erhebung” wäre somit auch aus dem Geiste Schiller-Beethoven kommend denkbar.

In der Person Georgs II. vereinigten sich der Künstler, Kunstliebhaber und Mäzen, der Dilettant und Kulturpolitiker, der Erzieher und Monarch. Kunstförderung war für ihn nicht Selbstzweck oder vordergründige Repräsentation, mit Kunstförderung verband er eine humanistische Botschaft; die bei ihm angestellten Künstler wurden deren Missionare. Als Künstler und Regent schuf er Arbeitsbedingungen, die – im musikalischen Bereich über fünf Jahrzehnte lang – für Künstler von hohem internationalen Rang, wie Wagner, Bülow, Brahms, Reger – Anziehungskraft besaßen und in denen begabte Talente wie Richard Mühlfeld, Franz Mannstädt, Richard Strauss, Fritz Steinbach und mehrere Mitglieder der Hofkapelle, fruchtbaren Boden fanden für ihre künstlerische Entfaltung und Höhenflüge in die europäische Musikszene.

dipl. phil. Herta Müller, Musikwissenschaftlerin,  
Leiterin der Abt. Musikgeschichte / Max Reger-  
Archiv in den Staatlichen Museen Meiningen, Tel.  
0 36 93 / 36 41, priv.: O-6100 Meiningen, Berliner  
Straße 36, Tel. 0 36 93 / 34 47

## Die Gastspiele der Meininger Hofkapelle unter Hans von Bülow in Franken zwischen 1881 und 1884

Nachdem das Meininger Hoftheater durch Herzog Georg II., die Freifrau von Heldburg und Intendanten L. Chronégk zur interessantesten Schauspieltruppe im zweiten deutschen Kaiserreich und in weiten Teilen Europas aufgestiegen war, begann ab 1881 auch die Hofkapelle in aufsehenerregender Weise in Erscheinung zu treten. Das wurde möglich, als das an sich gediegen besetzte Orchester mit Hans von Bülow einen, diese Künstler-schar inspirierenden Chef erhielt. Bülow, der die Meininger Kapelle von 1880 bis 1885 leitete, gelang es während dieses Zeitraumes, die Orchestererziehung wie das Konzertleben überhaupt zu neuen Horizonten zu führen. Indem er die "Meininger Prinzipien" des Schauspiels auf die Arbeit der Kapelle übertrug, wurden sowohl die Probenarbeit als auch die im Konzert verfolgten Intentionen im Sinne höchstmöglicher Werktreue und humanistischer Bildung des Publikums entwickelt.

Anhand intensivster Studien der Sinfonien, Konzerte, Ouvertüren Ludwig van Beethovens leitete Bülow seine lange zuvor gehegten Absichten zur Veränderung der Musikkultur mit der Meininger Hofkapelle ein. Sofort nach seinem Amtsantritt im Herbst 1880 begann er damit, täglich ausschließlich Kompositionen dieses Wiener Meisters einzustudieren. In der Folge ihres Entstehens wurden dann die sinfonischen Werke Beethovens im Konzert vorgestellt. Die Musiker, die Meininger Musikfreunde, nicht wenige Gäste waren fasziniert von dem ihnen Dargebotenen. Der schon ein Jahr zuvor geborene Plan, nach dem Schauspiel auch die Kapelle reisen zu lassen, nahm konkrete Gestalt an.

Doch im Unterschied zum Schauspiel, das 1874 zu seinem ersten Gastspiel sofort nach Berlin und bald darauf nach Wien aufgebroschen war, wollte man mit der Kapelle vor-

sichtiger operieren. Es sollte nämlich erst einmal auf einem vergleichsweise freundlich gesonnenem Terrain erkundet werden, wie die Musikwelt auf die Meininger Mission in Sachen Beethoven reagieren würde.

Gewissermaßen als Experimentierfeld wurden die wichtigsten Städte Frankens auserkoren. So kam es dazu, daß Coburg am Beginn jener triumphalen Konzertreisen stand, die die herzoglich-meiningische Hofkapelle unter Bülow nach Berlin, München, Frankfurt/M., Dresden, Leipzig, nach Wien, Budapest, Prag, Amsterdam und später unter F. Steinbach, W. Berger und M. Reger durch halb Europa führen sollten.

Am 21. Januar 1881 begann bei eisiger Kälte die erste Konzerttournee der Meininger Kapelle im benachbarten Coburg. An den darauf folgenden Tagen war man in Schweinfurt, Bamberg, Ansbach, Nürnberg, Regensburg, Würzburg und noch einmal in Coburg zu Gast. Allein Kompositionen von Beethoven standen auf dem Programm, mit denen die herzoglichen Musiker die fränkischen Musikfreunde begeisterten. Auch wenn Bülow selbst ein wenig anderer Auffassung war, wußten die Rezensenten der "Coburger Zeitung" sofort, daß ihnen etwas Neues, Großartiges geboten worden war: "Der Verehrer der klassischen Musik wie der Fachmann werden das Unternehmen der Meininger Capelle mit Freuden begrüßen und finden, daß an diese Leistungen der Maßstab absoluter Kritik gelegt werden darf. Es ist die möglichst treue Wiedergabe Beethoven'scher Ideale. Man muß staunen darüber, daß in verhältnismäßig so kurzer Zeit solche Resultate mit einer Capelle erzielt werden konnten ... Man fühlt den Ernst, die Begeisterung und Sicherheit wohl heraus."

Die Planungen für die Konzerte im Fränkischen waren vermutlich wiederholt Gegen-

Büchnersches Hinterhaus



## Meiningener Impressionen



Schloß Landsberg



Stadtkirche



Wohn- und Arbeitszimmer Georgs II. und seiner Gemahlin



Foyer des Theaters

stand der Gespräche zwischen Georg II. und Bülow gewesen. In brieflicher Form tauchten sie allerdings erst am 10. Dezember 1880 auf. Bülow schrieb damals an den Herzog: "Es trifft sich gut, daß Herr Prof. Hilger aus Erlangen morgen ... schon zur Generalprobe ankommt, da hierdurch eine ... Anknüpfung zum Arrangement einer Exkursion der Kapelle dargeboten wird - Nürnberg, Fürth, Erlangen, Bamberg - von welcher Tourné ich Ew. Hoheit schon vor längerem gesprochen, und die am besten sofort nach dem 1 Concert des 2 Cyclus nach dem 16 Januar ausgeführt werden könnte."

Hernach ging alles Schlag auf Schlag: Der Konzertmeister der Kapelle, F. Fleischhauer (der ein paar Jahre zuvor auch das Mitwirken der Meininger Kapellisten bei der Vorbereitung und dann auch der Eröffnung der Bayreuther Festspiele organisiert hatte), stellte die Kontakte nach Coburg her. Bülow hat Nachbesserungen der Konditionen vorgenommen. Am 6. Januar standen sämtliche Termine und Gastspielorte endgültig fest. Der Ausflug nach Franken sollte zu einem zwar erhofften, aber von der Wirklichkeit noch übertroffenen Erfolg werden.

Vom Konzert in Bamberg berichtete Bülow am 23. Januar an seinen Herrn: "Der Abend brachte eine angenehme Enttäuschung: ganz voller (leider kleiner) Saal - elegante Toiletten, viel Musomanen und eine jubelnde Dankbarkeit nach andächtiger Stille. Gleich beim Eröffnungsstück - Egmont - brach ein solcher (zweifacher) Beifallssturm los, daß ein jugendlicher Chef da capo bewilligt haben würde. Meine Wenigkeit sind aber zu routinirt, um solcher Verführung nicht zu widersprechen. Fünf Minuten vor 9 war das Orchester fertig: nach dem Finale der fünften Sinf. c moll hätte nur Antiklimatisches gegeben werden können; Alles schied mit dem Bedauern, daß die Freude so kurz gewährt. Der Wunsch nach Wiederholung, welcher Ende März (15-25) entsprechen werden kann. Schweinfurt, Würzburg, Bamberg, Nürnberg, Regensburg ... Einnahmen netto hier: 850-60 Mark, heute in Erlangen dürften 100 Mark mehr eingehen. Welche Wohlthat erweisen Ew. Hoheit so vielen ge-

bildeten Kleinstädten; in Erlangen ist seit Menschengedenken keine Sinfonie, kein complettes Orchester gehört worden. Ja, ohne Übertreibung: Ew. Hoheit vollziehen durch mich eine culturhistorische Mission unter dem Zeichen Beethovens. Wie anders", konnte sich Bülow allerdings abschließend nicht verkneifen, gegen Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha zu sticheln, "der Nachbar, in dessen Titel man ein "I" in die Mitte flicken möchte! Denn die Stumpfheit des Coburger Publikums fällt zunächst ihm zur Last, der seinem Namen entgegen mit der Kunst nur 'Spaß' treibt."

Die zweite Frankenreise der Meininger Hofkapelle fand zwischen dem 18. und dem 23. März desselben Jahres statt. Sie führte die Musiker von der Werra nach Schweinfurt, Bamberg, Ansbach, Nürnberg, Regensburg und Würzburg. Wiederum nur Werke von Beethoven wurden dargeboten.

Der Korrespondent des "Meininger Tageblatts" vermeldete am 20. März aus der Domstadt, daß der Harmoniesaal dichtgefüllt gewesen wäre, daß es nach jeder der Programmnummern "lauten Beifall des dankbaren Publikums gegeben" habe, daß die "Ausführung ... eine des Tonmeisters Beethoven würdig vollendet schöne und einen bleibenden Eindruck bei den Kunst Kennern verursachende" gewesen sei.

Da die Erfolge auf dieser Reise nicht zu übersehen waren, packte Bülow die Gelegenheit beim Schopfe, um (gelegentlich des Geburtstages des Monarchen am 2. April) für seine Musiker um entsprechende Auszeichnungen nachzusuchen. Im Resultat einer von Nürnberg aus geführten Korrespondenz zwischen Bülow und Georg kam Letzterer nicht umhin, die gewünschten Dekorationen zu gewähren. Er brachte jedoch in Briefen an Chronegk zum Ausdruck, daß auf solche Weise die Kapelle gegenüber dem Schauspiel in eine Position geriete, die zu Streitigkeiten zwischen den Institutionen führen könne.

Auch wenn noch ein ganzes Jahr verstreichen sollte und viele Probleme finanziell-organisatorischer, künstlerischer und menschlicher Natur gelöst werden mußten, bis die Meininger Kapelle ihre großartigen

Konzerte in Berlin gab, so hatten die beiden Reisen doch den ersten Beweis für die Leistungsstärke des Orchesters geliefert.

Recht aufschlußreich, weil für die innere Verbundenheit der südthüringisch-fränkischen Musiklandschaft zeugend, ist der Umstand, den Bülow in seinen brieflichen Berichten von der Frankentour erwähnt hat. Da ist nämlich nicht nur von "vollen Sälen" und "jubilendem Enthusiasmus" die Rede, sondern der von Erfolgen durchaus verwöhnte Musiker durfte besonders beglückt feststellen: "Trotz der grimmigen Kälte reist das Publikum mit, Bamberger kommen nach Erlangen, Erlanger nach Nürnberg und umgekehrt." Das sollte auch späterhin so bleiben. Eine musikal community entstand im Frankenland – ausgelöst durch Meininger. In ihr dürfte auch ein Grund zu suchen sein, daß Bülow auch ohne "seine Kapelle", ob als Pianist oder bloßer Konzertbesucher, von Meiningen aus fränkische Städte aufsuchte, so 1882 Coburg, Nürnberg, 1884 Würzburg.

Auch später ist Bülow mit der Hofkapelle wiederholt in Franken zu Gast gewesen. Von der ausgedehnten, über zwanzig Konzerte umfassenden und beinahe eben so viele Städte besuchenden Konzertreise nach Süd- und Westdeutschland im Januar 1884 (dem Vorspiel zu der Musikgeschichte machenden Tournee in die Metropolen der k-und-k-Monarchie am Jahresende) berichtete Bülow in mehreren Briefen aus Nürnberg an Herzog Georg auf recht bemerkenswerte Weise: "Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, also auch nicht tadeln. Nun sind zwar erst sechs Concerte erledigt (darunter jene in Würzburg, Erlangen, Nürnberg, d.V.), also nur ein exactes Viertel unserer rühmlichen Aufgabe – dennoch kann ich nicht umhin, Eurer Hoheit zu berichten, daß Höchst-Deren Hofkapelle sich ... musterhaft bewährt hat. Ein wahrer schöner Teufelsgeist von Ehrgeiz und Wetteifer ist in (sie) ... gefahren." Außer Beethoven wurde nun auch das zweite Markenzeichen der Meininger Hofkapelle im fränkischen Raum, die Sinfonien von J. Brahms, ausgestellt. Überdies hat man die ersten Kompositionen von R. Strauss sowie Werke von Berlioz, Raff und Weber zu Gehör gebracht.

In welchem Maße Bülow und die Meininger Musiker die Würzburger Konzertfreunde (die Rezensenten eingeschlossen) bei ihrem Auftritt am 31. Oktober 1884 beglückt hatten, mögen einige Auszüge aus der lokalen Presse belegen.

Unter dem Datum des ersten Novembertages hieß es in der "Neuen Würzburger Zeitung": "Was Hr. v. Bülow und seine Ausgewählten zu leisten vermögen, ist unserem musikliebenden Publikum, das sich wieder äußerst zahlreich eingefunden, vollauf bekannt. Immer entzückte uns wieder der nie edler zu hörenden Voll- und Wohlklang des Instrumentalkörpers, dessen vollendete Präzision, geistvolle Auseinandersetzung der Gedanken, dessen künstlerisch fein ersonnene Nüancierung und Accuratesse bei Behandlung derselben ... (Es waren) besonders Beethovens Symphonie (die achte, d.V.) und Weber's Ouvertüre (zum "Freischütz", d.V.), die uns ihre (der Meininger Künstler, d.V.) volle Macht fühlen und erkennen ließen. Der Geist des Schönen und Wunderbaren sprach so gewaltig aus beiden, daß die Bewunderung für dieselben nicht aufhören wollte, immer von Neuem wurde der phänomenale Dirigent, Hr. v. Bülow, hervorgejubelt, so daß derselbe sich veranlaßt sah, den 3. Satz der Symphonie, sowie die Freischütz-Ouvertüre zum Vollgenuß des Auditoriums zu wiederholen."

Angesichts solch reichlich gespendeten Lobes wollte auch "Bavaria" nicht hinter der Konkurrenz zurückstehen und vermeldete zwei Tage später: "In seinem 40 Mitglieder, darunter Künstler ersten Ranges, zählenden Orchester hat sich eine Capelle herangebildet, die seine (Bülow's d.V.) Intentionen so vollkommen verwirklicht, daß sie sogar das große Brahms'sche Klavierconcert ohne jede Direction spielte. Bei dem Orchester paaren sich zartestes Pianissimo mit kräftigstem Forte in absoluter Sicherheit und Reinheit. Kein Wunder, daß auf diese Weise unter der Leitung eines Bülow's, dem als Interpret keiner in der ganzen musikalischen Welt gleichkommt, die Schönheit eines Tonwerkes uns vollkommen erschlossen werden und darum ist das Verdienst Bülow's durch Veranstaltung solcher Concerttournees nicht hoch genug zu schätzen."

Die beiden Hauptstädte Frankens wurden von der Herzoglichen Hofkapelle unter Bülow bevorzugt und offenkundig auch gerne besucht. Fünfmal ist man in Würzburg, kaum weniger in Nürnberg gewesen. Man war dort gewissermaßen zu Hause. Hier durfte man sich ausprobieren, hier holte man sich den Mut, dessen man bedurfte, um den Wettbewerb mit den Wiener Philharmonikern, der Münchner Hofkapelle, den Prager und schließlich den Berliner Philharmonikern zu wagen. Allein mit ihnen suchte man damals die musikalische Auseinandersetzung. Dem Orchester des Pariser Konservatoriums fühlten sich die Meininger Kapellisten nicht gewachsen, den übrigen gegenüber währte man sich als Bülows Mannen sowieso überlegen.

Das vielfältige Mitwirken der Meininger Kapellisten in Bayreuth, die Gastspiele des Orchesters unter Bülow in den fränkischen Städten begründeten eine Tradition der musikalischen Präsenz der Meininger Musiker in dieser Region. Sie wurde zunächst bis 1914 fortgesetzt und auch später ständig revitalisiert. Da zudem Sonderzüge aus Schweinfurt zu wichtigen Konzerten der Hofkapelle nach Meiningen verkehrten, nicht wenige Musikfreunde Unterfrankens regelmäßig die musikalischen Veranstaltungen in der alten Residenzstadt an der Werra besuchten, darf mit Fug und Recht davon gesprochen werden, daß seit über hundert Jahren eines der musikalischen Zentren Frankens das in Thüringen gelegene Meiningen ist.

Prof. Dr. phil. habil. A. Erck, Meiningen



Meiningen von Südosten im Jahre 1853.

## ”... die Mutter kocht die Hüts”

*Betrachtungen zu einem thüringisch-fränkischen Nationalgericht*

Die Landschaft ist platt wie ein Brett, die Städte riesengroß, die Straßen schnurgerade, die Menschen sind unnahbar, die Geselligkeit ist förmlich und keiner ist mit dem armen Menschen, der aus dem Hennebergisch-Fränkischen stammt, verwandt. Das Wort Nachbar kennt man kaum und dieses Essen, was einem da serviert wird, ach nein .... Seufzer des Heimwehs: ”Dahem, dahem, is doch dahem, die Mutter kocht die Hüts”.

Ein Sonntag zuhause. Nicht gar so spät steht man auf, denn man möchte ja noch etwas vom Sonntag haben. Sonntags wird auch nicht gefragt: ”Was gibt es zu Mittag?” Das weiß man doch. ”Hüts” gibt es. Überall, in fast jeder Familie. Nur die ”Neigezerzten”, die Nichteinheimischen, und die ”Neumodischen” essen etwas anderes – Salzkartoffeln wie die Preußen oder Bommers Fritz. Sonntags gibt es ”Ruahne Hütes”, rohe Klöße. Nur im Frühjahr, wenn die Hühner viele schöne Eier mit goldgelbem Dotter legen, gibt es statt dessen auch mal ausnahmsweise Serviettenkloß. Die sonntäglichen ”Hütes” oder ”Hüts” sorgen dafür, daß die Familie zusammenhält. Denn nicht nur das Essen Punkt zwölf Uhr findet in der Familiengemeinschaft statt, sondern auch die Vorbereitungen dafür. Schon am Sonnabend hat der Vater die Weisung von der Schwiegermutter bekommen, ”or’ntliche Hütskartoffel” aus dem Keller zu holen. Gleichmäßig große, mehligkochende ”Grobfeldsardäpfel”. Ach Gott, die bekommt man ja schon lang nimmer zu kaufen. Wie gut, daß man ein Stückchen Land besitzt, Kartoffelland. Bis Weihnachten sollen sie wenigstens reichen, die selbstgebauten Erdäpfel. Früher, ja früher, war es ganz anders ... Das ”Kartoffelraustun” war ein wichtiges Ereignis und fand auch viel später im Herbst statt als heute. Schnee war manchmal schon über das Land gestäubt. Mit dem Kuhgespann zum Feld fahren. Säcke sind auf dem Wagen ausgebreitet, auf denen läßt es sich sitzen und das Gespann bewegt sich so langsam, daß noch Zeit ist, um

ein Stück Brot beim Fahren zu essen. Die Kartoffeln wurden beim Auflesen gleich in drei verschiedene Körbe sortiert – große ”Hütsardäpfel”, runde oder ”Suama” (Samen, Legekartoffeln für die Frühjahrsbestellung), die kleinen und angehackten ”Sauardäpfel”, zum Schweinefutter bestimmt. Wer kann so schnell Kartoffeln auflesen wie die Erna? Die Ida ist noch schneller. Erst müssen ein paar Säcke gefüllt sein, dann gibt es etwas zu essen. Brot und Käse, vielleicht ist noch eine Wurst vom letzten Schlachten übrig, heißer Malzkaffee aus der Flasche. Wenn mr ärscht mal ’gesse ham. geärbet hamer nacher gleich. Es flackt, die Arbeit geht vorwärts, genug Leut’ sind wir ja. Schon stehen die gefüllten Kartoffelsäcke wie Wachposten aufrecht entlang des Feldes. Noch einmal Kaffee, nur diesmal Kuchen dazu, als gegen drei Uhr nachmittags wie jeden ’ag das ”Kaffeezügler” die Bahnstrecke durch das Werratal entlangkeucht. Am späten Nachmittag kommt der Vater aus der Fabrik und muß die Säcke aufladen. Die Kinder haben fleißig beim Auflesen geholfen. Nun dürfen sie trockenes Kartoffelkraut sammeln und ein Feuerle machen. In der glutheißen Asche werden kleine Kartoffeln gebraten und alle Leute haben auf einmal schwarze Schnurrbärte durch die angekohlten Kartoffelschalen. Die Frauen richten sich auf, das Kreuz tut weh. Das alte Frähle, die Großmutter sagt: ”Ihr junge Leut’ seid nix Gutes mehr gewohnt”. Auf dem Heimweg dürfen die Kinder auf den prall gefüllten Kartoffelsäcken auf dem Wege sitzen. Die Frauen gehen hinterher, müde und zufrieden. Eine sagt: ”Jetz’ könn’ mer Hüts gekoch”.

Ja, jetzt wollen wir die ”Hütes” oder ”Hüts” kochen. Die Kartoffeln hätten wir. Nach dem Sonntagsfrühstück sitzen die Frauen in der Küche und schälen Kartoffeln. Frähle, Mutter, die ”Kläh” – ach nein, so war es früher mal. Oma heißt es jetzt, Mutti und die Kleine, die Jüngste. ”Omi, warum sagen die Leute eigentlich bei uns ’Hütes’ zu den



Kartoffelernte in Streudorf um 1955

Foto: Meffert, Hildburghausen

Klößen?" "Das weißt du nicht? Da will ich's dir halt mal erzählen. Im Meininger Schlundhaus – manche sagen auch, es wäre im Wirtshaus "Zur Gans" gewesen – kehrte einst ein fremder Kaufmann ein und schenkte dem Wirt eine Schüssel mit seltsamen Knollen. Die Kartoffeln haben nämlich damals die Leute noch nicht gekannt. Der Wirt rätselte, was er damit anfangen sollte. Auf einmal stand Frau Holle vor ihm, die im Hennebergischen Haus und Herd behütet und beschützt und ihre Hand über alle fleißigen Frauen, Mädchen und Köche hält. Sie erklärte dem Koch, daß er die Knollen waschen, schälen, reiben und auspressen solle und zeigte ihm, wie er Klöße daraus zubereiten könne. Als die wunderbaren weißen Klöße angerichtet waren, sagte sie zu ihm: "Da hast du das Rezept, nun HÜT'S. Oder HÜTES, wie sie in der Suhler Gegend sagen. Vielleicht hat sie auch gesagt: "HEB ES AUF!", denn in der Salzunger und Tiefenorter Gegend sagen die Leute 'Hebes' zu Klößen."

So erzählt es die Großmutter und der Meininger Dichter Rudolf Baumbach hat aus dieser Sage ein schönes großes Gedicht gemacht.

Indes haben fleißige Hände die Kartoffeln geschält. Nun beginnt das Rechnen: Wenn jeder am Mittagstisch drei Klöße essen will, wurden für jeden am Tisch sechs Kartoffeln geschält. Die Gesamtzahl der Kartoffeln wird durch drei geteilt. Ein Drittel der Kartoffeln wird in Stückchen geschnitten und mit fingerhoch Wasser bedeckt aufs Feuer gesetzt. Zwei

Drittel der Kartoffeln werden gerieben. Doch halt, in den meisten Haushalten sind schneeweiße Klöße für das hausfrauliche Selbstbewußtsein ebenso unabdingbar wie weiße Wäsche und deshalb schreckt man nicht einmal davor zurück, die Kartoffeln zu schwefeln. Die gewaschenen, abgetropften Kartoffeln werden in eine große Schüssel gegeben. Auf die Kartoffeln wird eine Porzellanuntertasse gestellt und darauf wird ein winziges Stückchen Schwefelband oder Schwefelfaden entzündet und sofort ein Deckel auf die Schüssel gedeckt. Zusätzlich wird alles mit einer Wolldecke abgedeckt. Mehrere Minuten bleibt alles so stehen, dann werden die Kartoffeln mehrere Male gründlich gewaschen und bleiben nun beim Reiben ganz hell. Leute mit großen hausfraulichem Ehrgeiz reiben die solchen Mann hat! Solche Männer sind nämlich auch sehr solide, denn sie bleiben am Sonntagvormittag zu Hause und gehen nicht ins Wirtshaus, weil sie ja in der Küche gebraucht werden. Sie dürfen dann auch gleich den Kloßteig schlagen, das ist sowieso Männerarbeit. Die trockene Kartoffelmasse wird in einer recht großen Schüssel aufgelockert und mit einer Handvoll Salz und etwas Kartoffelstärke vom letzten Sonntag vermischt. Längst hat man Wasser in einen großen Topf (Große spielt beim Klößkochen überhaupt eine Rolle – große Kartoffeln, große Töpfe und Schüsseln, ein großes Reibeisen, vielleicht auch große Gedanken und Gefühle) zum Kochen gebracht und die aufgesetzten Kartoffelstückchen sind zu Brei zerkoht. Der Kartoffelbrei mitsamt dem Kochwasser wird mit einem Stampfer zu dünnem Brei geschlagen und noch einmal zum Kochen gebracht. Er muß so stark kochen, daß die Fetzen fliegen, wenn man den Deckel öffnet! Wer Klöße kocht, lebt gefährlich! (Über Helldenmut hatten wir schon geredet.) Der sprudelnd kochende Brei wird über die ausgepreßte Kartoffelmasse in der Schüssel, die zweckmäßigerweise auf einen Schemel steht, gegossen und unser starker, solider Mann darf den steifen Brei schlagen. Schwerstarbeit! Eine andere Person hält derweil die Schüssel fest, sofern man keine Festhaltevorrichtung für die Schüssel hat, wie sie in manchem Haushalt im Gebrauch ist. Der steife, heiße Brei, der nun "Hütsteig" heißt, löst sich, wenn

Kartoffeln immer noch auf einem Reibeisen und zeigen stolz kleine Verletzungen an den Händen durch diese Tätigkeit wie Kriegshelden her. Aber nicht nur Kriegshelden gibt es unter den professionellen Hütsköchen. Es gibt auch die Techniker, die jedes neu auf den Markt kommende Küchengerät hinsichtlich seiner Brauchbarkeit zum Bereiten roher Klöße testen. Als besonders geeignet hat sich bisher die Fruchtsaftzentrifuge erwiesen, die eigentlich für die Bereitung von Fruchtsäften aus rohen Früchten und Gemüsen gedacht war. Sie vereinigt Reiben und Auspressen zu einem Arbeitsgang und man muß aus den Preßrückständen der Kartoffeln, die trocken wie Sägemehl sein sollten, nur noch verbliebene Kartoffelstückchen herauslesen. Die Unentwegten, die die Kartoffeln auf dem Reibeisen oder mit einer handbetriebenen Kartoffelreibmaschine aus der Vor- und Nachkriegszeit gerieben haben, füllen die Masse in ein festes Leinensäckchen und pressen sie in einer speziellen Kartoffelpresse – jeder ordentliche hennebergische Haushalt verfügt über eine solche! – aus. Die austretende Flüssigkeit wird aufgefangen und nach einer Stunde wird die Flüssigkeit abgossen, darunter hat sich Kartoffelstärke abgesetzt, die nun trocknen muß und am nächsten Sonntag für die Klöße Verwendung findet. Sehr starke Männer können auch das Säckchen mit der geriebenen Kartoffelmasse zwischen den Händen ausdrücken. Wohl der Frau, die einen alles gelungen ist, schön glatt vom Schüsselrand und wird nun noch einmal mit den Händen, die man dazu ständig in kaltes Wasser tauchen muß, geknetet (wir erinnern uns: Heldenmut!). Und wenn nun der Hütsteig nicht "zusammenfährt", nicht "gebrüht" ist, sich keine Klöße formen lassen? Dann stellt man die Schüssel auf die heiße Herdplatte und schlägt ihn noch einmal kräftig und hofft, daß jetzt alles glücken möge. Immer noch nicht? Oh je, dann hilft nur noch eins. Man nimmt den ganzen Klobteig und wirft ihn in das bereitstehende siedende Klobwasser, läßt ihn 3–4 Minuten kochen und fischt ihn mit dem Schaumlöffel wieder heraus. Dann gründlich von Hand durchkneten. Nun werden die Klöße schön von Hand gerundet, dazu die Hände auch wiederholt in kaltes Wasser tauchen. Wer will, kann in Butter geröstete

Semmelwürfelchen hineingeben. Auf keinen Fall dürfen die Klöße dabei gezählt werden, das bringt Unglück ins Haus. Das letzte bißchen Klobteig, das keinen ganzen Klob mehr gibt, kriegt die Katz', die sich schon darauf freut. Im leise siedenden Wasser – der Topf wird nicht mit einem Deckel verschlossen – ziehen die Klöße gar und sie sind fertig, wenn sie an die Wasseroberfläche steigen. Der Braten und Salat stehen schon bereit – einen Braten kann schließlich jeder Koch und jede Hausfrau bereiten, darüber braucht man gar nicht zu sprechen, aber Klöbkekochen, rohe Klöße oder "Ruahne Hüts", das ist die Kunst.

Ein Mädchen kann aber erst dann heiraten, wenn sie mindestens drei Sorten Klöße oder "Hüts" kochen kann. "Gemenjte Hüts" zu Meerrettich, "Mahlhüts" (Hefeklöße) zu "saurer Brüh", "Quetschgerschbrei" und Sauerkraut, vielleicht noch der vornehme Serviettenklob gehören zum Repertoire. Feinheiten, wie "gebackene Hütsle" eignet man sich dann in der Ehe an und wenn man perfekt ist, kommen die genialen Eingebungen für neue Erfindungen manchmal von ganz allein.

Nun wird gegessen. Die weniger tugendhaften Männer sind aus dem Wirtshaus gekommen. Dem Gast aus Preußen, der keine Klöße mag, hat man anstandshalber eine Schüssel Salzkartoffeln hingestellt. Auch der Kleinste in der Familie ißt schon einen Klob! Wer ein halbes Jahr alt ist, dem steht schon ein Klob mit ein paar Butterflöckchen zu und die ganze Familie freut sich, wie es dem Kind schmeckt. Wart nur, bis du drei oder vier Stück essen kannst! Unser Hannsjörg hat mal sieben geschafft und erst sellemal der Ferd'nand, elf Stück hat ihm seine Frau in den Wald gebracht, wo er Holz gemacht hat. Da hat er doch zu ihr gesagt: "Hätt'st dich a net tot getragen, wenn du einen mehr in den Topf getan hät'tst."

Was gibt es zu Mittag? Da antwortet doch so ein alberner Mensch: "Eiserne Hüts on Stecknoadelsbrüh".

Anschrift der Verfasserin:  
privat: Margarete Braungart, Dorfstraße 39,  
O-6111 Grimmelshausen;  
dienstlich: Stadtmuseum Hildburghausen, "Alte Post", Apothekegasse 11, O-6110 Hildburghausen

Christa Schmitt

## ”Ich glaube an die ordnende Kraft des Wortes”

Inge Meidinger-Geise zum 70. Geburtstag am 16. März



Welches Zitat könnte man wohl besser als Überschrift über diesen Artikel setzen, der sich mit dem erfolgreichen Leben und Arbeiten von Inge Meidinger-Geise befaßt, mit einem Leben aus dem Wort und für das Wort? Das Wort hat Inge Meidinger-Geise ihr Leben lang begleitet und wird es auch in Zukunft tun, denn wir wünschen der Jubilarin noch viele Jahre voller Schaffenskraft, voller Arbeit, voller Wort-Arbeit, wenn sie auch dieses Arbeiten bedroht sieht von der Zeit. Im Gedicht "Endliches" heißt es: "Immer öfter schneidet die Zeit mir ab / was noch zu schreiben wäre, / Wort für Wort, / Seite für Seite. / Mich belauern die Bücher, die ich schrieb: / Stücke vom Stückwerk der Jahre. / Wann brechen mir Stimme und Sprache? / Langsamer

trägt die Zeit mir / Wort für Wort / Seite für Seite / das noch Mögliche zu ..."

Zur Feier ihres 70. Geburtstages lud Inge Meidinger-Geise in das romantische Schloßchen Atzelsberg zu einer Soiree ein, in deren Verlauf der Lebensweg der Jubilarin ebenso deutlich wurde wie ihr literarischer. Sie selbst, so sagte sie in ihrer Ansprache, sehe diesen Abend als einen Abend des Dankes an Jahrzehnte eines Lebens, in denen sie das tun durfte, was sie tun mußte, aus dem sie lebte: mit der Sprache arbeiten. Ihr Dank galt auch all denen, die sie auf diesem Weg begleitet hatten.

Der Prosatext "Luftwurzeln", den Inge Meidinger-Geise eingangs las, ist ein Credo an die Möglichkeit, mehr als eine (geographische) Heimat zu haben. Ihre drei Heimaten – falls man "Heimat" überhaupt als Plural verstehen kann – wurden bei der Soiree eindrucksvoll vorgestellt durch die Lesung entsprechender Texte durch die Autoren-Kollegen und Kolleginnen Inge Obermayer, Hans Jürgen Schulz und Koschka Hildenbrand: da war zunächst Berlin, die Geburtsstadt, die Stadt der behüteten Kindheit und Jugend, doch schon überschattet von dem, was später ganz Deutschland leiden ließ. Die Sicherheit dieser Heimat zerschlug sich; Inge Meidinger-Geise verließ den Bombenhagel Berlins und setzte ihr Germanistik-Studium in Erlangen fort; die Familie verschlug es wenig später nach Westfalen, der zweiten Heimat von Inge Meidinger-Geise.

Westfalen – "wo es noch Wälder mit Feuersalamandern gibt", wurde bald zu einer sich immer mehr vertiefenden geistigen Heimat für die Studentin; es wohnten nicht nur die El-

tern dort, es kam dort auch zu der wichtigen Begegnung mit der westfälischen Schriftstellerin Margarete Windthorst, bei der sie viel Zuneigung und Verständnis fand, deren Werk sie allerdings auch mit germanistischer Akribie der Nachwelt erhielt als Nachbilverwalterin (auch Elisabeth Engelhardt, Schwanstetten, wurde dies zuteil). 1953 wurde die Autorenvereinigung "Die Kogge" wieder begründet; bereits 1957 wurde Inge Meidinger-Geise aufgenommen und war mit Josef Reding das jüngste Kogge-Mitglied. 1967 wurde sie Kogge-Präsidentin, seit 1988 ist sie Ehren-Präsidentin dieser Gemeinschaft. Mitgliedschaften im P.E.N. und im Deutschen Schriftstellerverband folgten bald.

Doch zurück nach Erlangen, ihrer dritten Heimat, der Heimat, in der sich nach ihrer eigenen Worten "vieles erfüllte", eine Heimat "mit allen positiven und negativen Begleiterscheinungen". Hier promovierte sie mit einer vielbeachteten Dissertation über Agnes Miegel; erste literarische Veröffentlichungen in Zeitungen, Zeitschriften und beim Funk erfolgten, und bald, in den 1960er Jahren, entwickelte sie das Selbstverständnis einer freien Schriftstellerin, deren facettenreiches Schaffen sich bald zu einem alle literarischen Genres umfassenden Werk rundete: es entstanden in bunter Folge Romane, Gedichtbände, Fachbücher, Essays, Hörspiele, Erzählungen, Dokumentationen, Funkbeiträge, sogar ein preisgekröntes Theaterstück. Bis heute wuchs das Werk auf über fünfzig Titel an, was natürlich zu Preisen und Ehrungen führte: es seien nur erwähnt der Kulturpreis der Stadt Erlangen 1972, das Bundesverdienstkreuz 1985, der Wolfram-von-Eschenbach-Preis 1988, der Graphicum-Preis 1990 und – genau zum 70. Geburtstag – das Ehrenkreuz des Pegnesischen Blumenordens; Inge Meidinger-Geise ist die 19. Trägerin dieser Auszeichnung seit der Gründung dieser ältesten literarischen Gesellschaft Deutschlands vor 350 Jahren.

Aus dem umfangreichen Werk – es steht hier nicht genügend Platz zur Verfügung, alle die Einzeltitel aus dem Werk der Jubilarin aufzuführen – sei vor allem verwiesen auf das zweibändige Werk "Welterlebnis in deutscher

Gegenwartsdichtung" aus dem Jahre 1956, das durch Nachträge unter dem Titel "Perspektiven deutscher Dichtung" bis 1972 fortgesetzt wurde – unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der sich mit den Strömungen der deutschen Dichtung der Nachkriegszeit und der folgenden Wirtschaftswunder-Jahre beschäftigen will. Von den Romanen seien zunächst nur erwähnt "Die Freilassung" (1958) und "Der Mond von gestern" (1963), von den Gedichtbänden nur "Mut der Tauben" (1990) und "Mit durchsichtigen Worten" (1992) – nach Wolfgang Buhl in seinem Grußwort "hoffnungslos, radikal in Bescheidenheit; Lyrik absolut, Lyrik pur".

Was macht nun die Faszination von Inge Meidinger-Geises Werk aus? Sie hat nicht nur nach eigenem Zeugnis ("Ich habe – und das kam ganz von selbst – eine eigene Sprache gefunden für die Widersprüche, denen ich entkommen wollte", in: "Der Mond von gestern", 1963) sehr schnell die unverwechselbare eigene Sprache, den eigenen Ton, die eigene Weisheit gefunden, und es läßt sich nur sehr bedingt eine Skala der Entwicklung an das Werk anlegen. Sich auf die bewußten und kritischen Wahrnehmungen ihrer Sinne stützend, nähert sie sich ihren Themen zapackend, energisch und mit großer Genauigkeit, beweist sich bei der Suche nach dem Vernünftig-Sein-Wollen auch geistig als bodenständig. Immer legt sie die Meßlatte ihrer Kritik sehr hoch, gegenüber dem eigenen Werk vor allem, aber auch gegenüber dem des literarischen "Nachwuchses", was ihr nicht immer nur Freunde gebracht hat.

Zu ihrer Lyrik äußert sich Günter Radtke im Vorwort zu ihrem neuen Gedichtband "Siebzig und mehr": "... Mitunter wagt sich Inge Meidinger-Geise auch im Gedicht weit vor ins aktuelle Zeitgeschehen und riskiert dabei, die Tragfähigkeit der Gedichtform zu überfordern, doch dieses Wagnis entspricht ihrem Wesen, ein Ausweichen in Verschwommenheit ist ihr auch dann nicht möglich, wenn die Sprache noch unterwegs ist auf dem Weg zur Klärung. Was als Gedankenlyrik erscheint, ist dem Geflecht der Sinne noch nicht entkommen; die Indizien des Alltags sind nur der offenliegende Anlaß, und

letztlich findet widerständliches Aufbegehren sprachlich jenen elliptischen Schwung, der in die Form zurückführt und den persönlichen Zorn in seine Schranken weist. Ehrlichkeit in allem und Echtheit. Woher? Die Autorin versagt sich das Sprachspiel mit beziehungslosen Details, die es dem Leser schwer machen könnten, innere Bezugspunkte zu finden. Die Enge unserer Sprachlichkeit wird immer wieder thematisiert, wird zu sprengen versucht, nimmt in vielen Gedichten Beziehungen zum Thema auf; ohne Ermüdung auf Sprach-Eroberung gerichtet, auf einen Zuegwinnt an erklärter Welt. Nichts wird lauthals verkündet: "Unseren Mundvorrat / Teilen wir leise". Und weiter heißt es: "... der giftige Pfeil, den die Autorin in ihrer satirischen Prosatexten anzuspitzen vermag, hat seinen Platz, wo er ihn hat -: in ihren Gedichten endet der Hang zur Ironie in der Schlinge herausfordernder Fragezeichen .... Schmerz, Schicksal, Alter, Krankheit -: nichts davon ist zu überwinden, nur zu besiegen; in dieser Gewißheit stehen die sehr persönlichen Gedichte aus den letzten Jahren, richten Halt auf, ohne dünnliche Entsagungs-Attitüde. Wie auch immer die Autorin das Wort "Hoffnung" ausspricht, zu poetischer Heilkunde gerinnt das nie. Eine gewisse Strenge wird niemals aufgegeben; wo Musikalität den Rhythmus bestimmt, dirigieren keine Falterflügel, eher schlägt ein Bussard den Takt. - Die gedruckte Vita wird kürzer, das geschriebene Lebenswerk länger ... Aus den Lebensdaten kann herausfallen, was ins Geschriebene hinübergewechselt ist. Hinübergeschrieben wurde. Gerettet wurde und - gerettet hat." Dem ist kaum etwas hinzuzufügen.

Umso mehr Gewicht gewinnen die beiden "jüngsten" Werke der Autorin, der Gedichtband "Siebzig und mehr" und der Roman "Bodenpreise", beide ebenso wie die Sammlung von Texten aus der zweiten Heimat Westfalen mit dem Titel "Haller Nachtgesicht" rechtzeitig zum 70. Geburtstag der Autorin erschienen.

Der Gedichtband "Siebzig und mehr. Ausgewählte und Neue Gedichte" wurde vom Verlag Calatra-Press in Lahnstein herausgegeben. Zum einen weist sein Titel auf den Geburtstag der Autorin hin, zum anderen gibt

der Band mit den hier gesammelten siebzig und mehr Gedichten gleichsam einen querschnittartigen Überblick über das lyrische Schaffen der Autorin. Der Reigen der hier vorgestellten veröffentlichten Gedichte beginnt im Jahre 1955 und endet im Jahre 1990; zwanzig "Neue Gedichte" sind angefügt, in denen Inge Meidinger-Geise in gewohnt sensibel-kritischer Art auf Zeit und Um-Welt reagiert.

Dies tut sie auch in dem Roman "Bodenpreise". Der Titel hört sich nach Spekulationen an, nach Makler-Wucher - dennoch ist er die Geschichte eines sehr subtilen Umgangs mit plötzlichem Reichtum und Besitz. "Bodenpreise" stellen für die Anti-Heldin Meta Biele keine Verlockung im herkömmlichen Sinne dar, vielmehr versucht sich die stille, Zeit ihres Lebens darauf bedacht gewesene Frau, niemandem zu nahe zu kommen, dem Sog dieser Entwicklungen zu entziehen, und als sie, nach vielen "gelenkten" Zufällen, die eigentlich gar keine Zufälle sind, sondern Schachzüge, die mit ihr gemacht wurden, schließlich eine Lösung gefunden hat, verläßt sie die Bildfläche unauffällig, um schließlich mit dem von ihr ebenso unauffällig Geschaffenen alle Beteiligten auf hintergründige Art zu "überleben": Der einfühlsame Klappenroman von Wolf Peter Schnetz bezeichnet diesen Roman als Schlüsselroman, in dem Inge Meidinger-Geise "... mit klarer Beobachtungsgabe ... die Leute aus Erlenhausen (das ist wohl Erlangen, Anm. der Verf.) zeichnet ... Figuren aus dem Panoptikum, das als barocker Totentanz seinen Reigen dreht. In der Geschäftswelt, auf dem Jahrmakkt der Eitelkeiten, hat alles seinen Preis." Nur: Meta Biele zahlt ihn nicht.

Noch ein Gedanke zu der Soiree auf Schloß Atzelsberg, dem Ort der Lesungen und Grußworte. Ich habe sehr, sehr oft die Wörtchen "hat" und "war" gehört, aber die lebendigeren wie "ist" und "wird" sehr vermißt; die Soiree sollte schließlich kein Abgesang sein, sondern das Feiern eines arbeitsreichen erfüllten Lebens am Kulminationspunkt eines "runden" Geburtstags. Der Weg ist nicht zu Ende, er geht weiter. Inge Meidinger-Geise, deren Werk nach eigenen

Worten "Zeitgenossenschaft aus Lebensneugier" ist, auch "Lebensvertrauen bei aller Lebensschrecknis auf der Hoffnung der Geschöpflichkeit", steckt voller Pläne. So arbeitet sie unter anderem an meditativer Prosa mit dem Arbeitstitel "Reise zwischen vier Wänden" (die Situation ähnelt ein wenig ihrem Buch "Ich schenke mir ein Jahr", ist jedoch nicht auf eine Erkrankung bezogen). Ferner hofft sie 1994 einen Band mit heiterer, leich-

ter, besinnlicher und schwarzhumoriger Prosa zu veröffentlichen. Und das bei der Soiree von ihr als "Einstieg" vorgetragene Gedicht "Kommilitonen" straft sie letztlich auf seine Art und Weise Lügen: es ist kaum zu glauben, daß sie – wie die Kommilitonen – vor einer "verschlossenen Tür" steht bzw. stehen bleibt; zu mutig ist ihr Schritt in die Zukunft.

### *KOMMILITONEN*

*Aus den eigensinnigen Wegen  
treffen wir aufeinander,  
geschwisterlich,  
mit weißem Haar,  
mit austauschbarer Sprache:  
Meine Toten  
und deine,  
meine Leiden  
und deine,  
meine Hoffnung  
und deine,  
Alles Erreichte  
legen wir zueinander:  
Jedem das Seine  
und eines uns allen,  
das schnell gealterte Leben.  
Jetzt stehen wir  
wieder zusammen,  
Hand in Hand,  
wie zur ersten Schulstunde  
vor der noch verschlossenen Tür.*

aus: "Siebzig und mehr", 1993

**Abteikirche Münsterschwarzach:** Konzert am Sonntag, 16. Mai, 16 Uhr. Chor- und Orgelmusik der Romantik. Es singt: Baruch-Chor, Münsterschwarzach; Orgel: P. Dominikus Trautner, Abteiorganist. Werke von Brahms, Mendelssohn, Franck, Karg-Elert, Liszt.

## Neunhofer Musiksommer 1993:

Die folgenden Veranstaltungen finden im **Welserschloß Neunhof bei Lauf** statt. Beginn jeweils 20.00 Uhr, Matinée 11.00 Uhr.

Samstag, 15. Mai: *Festliche Serenade für neun Holzbläser zum Auftakt in der St. Johannes Kirche in Neunhof bei Lauf*. Die Nürnberger Harmoniemusik mit Jörg Bolz und Ludwig Schneider, Oboe – Matthias Lutz und Rudolf Pflaumer, Klarinette – Lothar Neumann und Leszek Waskowski, Horn – Wolfgang Peßler und Jörg Stasiewicz, Fagott und Johannes Donhauser. Kontrafagott bringen Kompositionen von Mozart, Hummel, Krommer u. a. zu Gehör.

Samstag, 5. Juni: *"Musik am Hofe Fürst Esterhazy" bei Kerzenlicht*. Es spielt das Esterhazy Quartett Nürnberg mit Vera Lorenz, 1. Violine – Stefanie Grasser, 2. Violine – Günter Herold, Viola und Wolfgang Nauhaus, Violoncello. Zur Aufführung kommen Werke barocker Meister.

Freitag, 18. Juni: *Lieder und Weisen des Mittelalters, der Renaissance und des Barock, "Liebe und Geld regieren die Welt"*. Vorgetragen von Reinhold Wiedenmann, Bariton und Osvaldo Parisi, Laute, Vihuela, Gitarre, in historischen Gewändern.

Freitag, 9. Juli: *Klassischer Duoabend mit Renée Koch und Oliver Triendl*. Renée Koch, Flöte und Oliver Triendl am Flügel. Musik von Bach, Reinecke, Schubert und Martin.

Sonntag, 11. Juli: *"Schubert-Matinée", Lieder und Kammermusik mit "Forellenquintett"*. Willi Horvath, Violine – Edith Horvath am Flügel – Ethelinde Wörthmüller, Sopran – Stephanie Grasser, Viola – Georg Ongert, Violoncello – Günter Schwarz, Kontrabaß.

Freitag, 16. Juli: *Liederabend mit Christine Lehner, Sopran und Sieglinde Kozany am Flügel* – Werke von Franz Schubert, Johannes Brahms, Hugo Wolf und Christine Lehner.

Samstag, 11. Sept.: *Spielleyt, Pilger, Minnesänger – Musik des Mittelalters zwischen Walther von der Vogelweide und Oswald von Wolkenstein*. Die Freiburger Spielleyt musizieren auf historischem Instrumentarium.

Sonntag, 12. Sept.: *"Perlen romantischer Kammermusik" – Matinée zum Ausklang*. Das Hugo Richter Quartett, Lauf, mit Hugo Richter, 1. Violine – Peter Huber, 2. Violine – Gottfried Jost, Viola – Jürgen Harries, Violoncello spielt Werke von Schubert, Humperdinck und Dvorak.

Eintritt: DM 18,-, Schüler/Studenten DM 10,-, Mitglieder DM 16,-. Platzreservierungen: Telefon-Nr. 091 26/86 69 (8–10 Uhr).

## Städtische Galerie Würzburg – Ausstellungen:

28. 3. 1993–23. 5. 1993: Martin Weimar: Bowling mit Balthasar. Kunstgärtners Beiträge zur höheren Würzburger Gartenlust.

28. 5. 1993–11. 7. 1993: Im Zentrum: Menschenbilder. Aus der graphischen Sammlung von Heiner Dikreiter.

## Spielzeugmuseum der Stadt Nürnberg – Mu-

seum Lydia Bayer: Ausstellung Zauberkästen – Sammlung Wittus Witt; 13. März bis 2. Mai 1993. Zauberkästen aus zwei Jahrhunderten hat der bekannte deutsche Zauberkünstler Wittus Witt im Laufe von 30 Jahren zusammengetragen. Mittlerweile umfaßt die Sammlung rund 600 verschiedene Exemplare. Sie gilt weltweit als größte und umfangreichste Sammlung ihrer Art. Seit vielen Jahren wird sie auch im "Guinness Buch der Rekorde" geführt.

80 der schönsten und ausgefallensten Exponate werden nun in einer Sonderausstellung des Spielzeugmuseum Nürnberg ausgestellt.

Der Betrachter findet hier die ältesten Kästen aus dem frühen 19. Jahrhundert sowie die neuesten Exemplare aus unserer Zeit.

Abgerundet wird die Ausstellung mit einem Video, auf dem Wittus Witt eine Reihe von Kunststücken aus den Zauberkästen demonstriert, und mit dem Katalogbuch zur Ausstellung, das im Heinrich Hugendubel Verlag, München, erschienen ist.

Walter Werner: **Tautreten unterm Regenbogen.** Gedichte. Mit einer Einleitung von Gerhard Wolf und einem Essay des Dichters, 103 Seiten. Hildburghausen. Verlag Frankschwelle, 1992, DM 16,80.

Etwas verspätet zum 70. Geburtstag von Walter Werner, dem viel beachteten und ausgezeichneten Dichter (erst vor wenigen Wochen wurde der Heine-Preisträger mit der Ehrengabe der deutschen Schillerstiftung Weimar 1992 bedacht) aus Untermaßfeld bei Meiningen, erschien dieser Gedichtband, die erste Veröffentlichung des Dichters nach der "Wende", die für Walter Werner auch einen Verlust eines Stückes kultureller und vor allem auch verlegerischer Heimat gebracht hat. Seine literarische und Lebens-Heimat, die Rhön, das Grabfeld, der er viele seiner Gedichte und Prosa gewidmet hat, ist ihm geblieben, die von ihm oft beklagte Grenze hat sich geöffnet, andere – soziale Grenzen – haben sich ihm, dem Autor aus einfacher dörflicher Herkunft, aufgetan.

Die meisten der in dem Band veröffentlichten Gedichte sind kurz vor, während oder kurz nach der Umwälzung entstanden. Er schreibt von "Bräuchen, die zu Bruch gingen / von Brüchen, die Brauch waren". Manche seiner Gedichte wird nur der in ihrer vollen Bedeutung verstehen können, der von den Veränderungen in gleicher Weise betroffen ist, nur er wird auch eine gewisse Resignation verstehen können und das Gefühl eines Ausgeliefertseins ans "Panoptikum Welt" fern von Illusionen, wie es W. Werner in einem Interview jüngst dargestellt hat.

Walter Werners Gedichte sind persönlicher geworden, zuweilen auch unzugänglicher, erfordern oft ein ruhiges, geduldiges Hineinhorchen. Aber wie in seinen früheren Gedichtbänden erscheint der Dichter eingebettet in seine fränkisch-thüringische Landschaft, spricht von den Apfelbäumen seines Gartens, von den Bäumen des Waldes, der ein sterbender Wald geworden ist. Sein "Rhönwandernder Gedanke" erkundet die alten und die neuen, lange unzugänglichen Orte im einstigen Sperrgebiet fast vor der Haustüre. Etwas fremd erscheinen dem Liebhaber der Wernerschen Landschaftsgedichte da die Geschichte über einige neubereiste Orte im ehemaligen Westen.

Aber sie gehören nun auch zu seiner neuen Welt, die sich ihm darstellt als eine Welt der Versprechungen, der Banknoten und des überall anwesenden Marketing. Vorbei sind auch für ihn die "zer-

bissenen Alulöffel volkseigener Betriebe", "geerntet der Stacheldraht".

Den Abschluß des schön aufgemachten Bandes (wird nochmals je ein Verleger eine Leinenausgabe eines im Westen "nicht eingeführten" und nicht mehr jungen Lyrikers wagen, wie es der rührige Neuverleger Salier aus Hildburghausen es hier getan hat?) bildet ein gedankenvoller Prosatext über Werners ersten Ausflug in das vormalig im Sperrgebiet liegenden Schillerdorf Bauerbach weiter zur Henneburg, der auch dem Zwecke dienen sollte, herauszufinden, ob es ihm möglich sei, aus seiner "sozialistischen Ruine – Vaterland" ins "europäische – Haus – Deutschland" zu gelangen. Walter Werner, dessen Bücher meist nur noch antiquarisch zu erhalten sind, hätte unsere Aufmerksamkeit auch diesseits der verschwundenen Grenze verdient, hätte Verleger verdient, die sich der Neuauflage seiner Werke annehmen, hätte Veranstalter verdient, die ihm die Gelegenheit zu lesen und zu sprechen bieten. Seinem neuen, dem einzigen zur Zeit im Sortimentsbuchhandel erhältlichen Band, sind viele Leser zu wünschen.

Klaus Gasseleder

Engelbert Bach: **Kee Wort zuviel.** Gedichte und Geschichten in unterfränkischer Mundart. Marktbreit: Siegfried Greß 1992, 112 Seiten, DM 24,-.

Ein neues Mundartbuch des Kitzingers Engelbert Bach ist erschienen: "Kee Wort zuviel". Der Band ist in vier Abteilungen gegliedert, die den Jahreszeiten entsprechen, und wir können mit Engelbert Bach durch das Jahr gehen, durch das fränkische Land. Wir können mit dem Verfasser über das Land selbst, über seine Menschen und ihre Schicksale nachdenken, können uns mit Natur und Umwelt auseinandersetzen, Themen, die bei Engelbert Bach nicht neu sind und die er bisher in vielen Variationen abgehandelt hat, ohne monotoner Wiederholung anheimzufallen.

Der neue Band vereint Lyrik und Prosa, wobei (mir) die Gedichte gelungener erscheinen, weil prägnanter und knapper; bei den Gedichten hat er die Worte in bekannt-bewährter Bach-Manier auf die sprichwörtliche Goldwaage gelegt, bei der Prosa offenbar nicht: mancher Prosatext kommt doch mit einem Wort zuviel daher, und die Prosatexte gleiten – wohl weil der etwas größeren Red-Seligkeit – manchmal nahezu ins Banale ab,

etwa die Eiszapfen-Geschichte oder die "Mundartschau".

Die Gedichte allerdings lassen fast durchweg die meisterliche Handschrift Engelbert Bachs erkennen: differenziertester Ausdruck, Wort für Wort aufeinander eingestellt, stille, vergrübelte Schönheit, großer, tiefer Ernst und manchmal ein Körnchen hellaufscheinenden feinen Humors. Für die Gedichte stimmt der Titel des Bandes: da ist "kee Wort zuviel", und nicht einmal die fahigen, wenig aussagefähigen Zeichnungen (auf die der Verlag lieber verzichtet hätte) von Ernst Weckert können ihren strahlenden Glanz trüben.

Christa Schmitt

**Conrad Scherzer und Franken**, Fahner-Verlag Lauf, 1992. Hg. Frankenbund Nürnberg-Fürth-Erlangen und Hermann Scherzer. 96 Seiten

Der 100. Geburtstag von Conrad Scherzer am 9. Januar 1993 war Anlaß genug für diese kostbare Gabe. Über 150 Skizzen und Bilder von Conrad Scherzer machen das Buch zu einem kostbaren Schatz. Hinter den knappen Texten stehen namhafte Persönlichkeiten, wie Lydia Bayer, Cläre Goldschmidt, Ernst Eichhorn, Hans Wörlein, Hermann Scherzer und Lothar Schnabel.

Conrad Scherzer war Schriftsteller und Volkskundler, Kunstzerzieher und Pädagoge, insgesamt ein fränkischer Künstler. Sein zweibändiges Werk "Franken" steht noch heute in der Bibliothek eines jeden Frankenkenner. Das graphische und schriftstellerische Werkverzeichnis, mit über 140 Nummern von Lothar Schnabel sorgfältig zusammengestellt, ist das zentrale, bedeutsame Ergebnis und die herausragende Leistung in diesem Büchlein.

Dr. Reinhard Worschech

**Neuzugänge in der Riesengebirgsstube:** Auch in den letzten Monaten konnte die Riesengebirgsstube in den barocken Würzburger Greisinghäusern, das Heimatmuseum des Riesengebirgler Heimatkreises Trautenau e.V., wieder interessante Neuzugänge verzeichnen, die zumeist von früheren Bewohnern der nordböhmisches Landschaft unterhalb der Schneekoppe zur Verfügung gestellt wurden. Darunter ist eine jetzt 100 Jahre alte Erinnerungsmedaille zum 25. Gründungsfest der Freiwilligen Feuerwehr Trautenau, datiert vom 23. Juli 1893.

Von unschätzbarem Wert sind zwei gebundene Typoskripte mit Gedichten des zu seinen Lebzeiten weit über seine Heimat bekannten Trautenauer Mundartdichters Pater Meinrad Nossek. "Ge-

dechtlan und Geschechtlan" hatte P. Meinrad die von 1914 bis 1938 verfaßte Gedichtsammlung genannt. Der Band I "Dohejm zum Rocka" dieser maschinengeschriebenen Manuskripte hat 272 Seiten, der Band II "Dohejm em Dörfla" 336 Seiten.

In seinen Mundartgedichten hat P. Meinrad humorvoll und auch hintersinnig alle Bereiche des Lebens der zumeist einfachen Menschen am südlichen Rande des Riesengebirges in gekonnter Versform geschildert, oftmals eingebunden in die Jahreszeiten- und Kirchenfeste dieser zähen und wortkargen Menschen, die sehr selbstbewußt über sich nur "Gott und den Kaiser" gelten ließen. Den österreichischen Kaiser, versteht sich. Dabei ist die "trautsche Mundart" auch dem Franken gesprochen sehr gut verständlich, wie eine Rezitation von Gedichten P. Meinrads durch Rudi Staffa vom Heimatkreis Trautenau zuletzt im Normannischen Haus bei der Landesgartenschau in Würzburg 1990 beweisen konnte.

Die Typoskripte mit den Gedichten Pater Meinrad Nosseks für die Würzburger Riesengebirgsstube sind eine Gabe der Schwestern Christiane und Maria Schubert aus Ulm. Christiane und Maria Schubert hatten bereits im August des letzten Jahres der Riesengebirgsstube die porzellane Kleinplastik "Panther" des 1956 in Schönebeck an der Elbe verstorbenen Riesengebirgs-Bildhauers Emil Schwantner gestiftet.

Die Riesengebirgsstube, das Heimatmuseum der Patenbürger Würzburgs, kann nach Absprache jederzeit besichtigt werden. Bürostunden der Geschäftsstelle des Heimatkreises Trautenau in den Greisinghäusern, Neubaustraße 12 sind dienstags und donnerstags von 9 bis 11 Uhr, Telefon mit Anrufbeantworter (09 31) 12141.

Paul-Werner Kempa

Peter Kolb: **Rothenfelser Chronik**. Die Geschichte der kleinsten Stadt Bayerns. 408 Seiten, 20 Abbildungen, davon 6 vier- und 14 einfarbig, 24 x 16 cm. Pappband; Preis: 39,- DM. ISBN 3-429-01443-3.

Vor 650 Jahren wurde Rothenfels erstmalig urkundlich als "Stadt" erwähnt. Aus diesem Anlaß entstand das Buch. Es bietet die erste umfassende, weitgehend auf Originalurkunden und -dokumenten basierende Erarbeitung der Geschichte von Rothenfels. Die wesentlichen Begebenheiten und die prägenden Momente im Schicksal der Stadt und ihrer Bewohner liegen damit griffbereit vor. Das beginnt mit der Gründung der gleichnamigen Burg um 1148 und endet bei aktuellen Problemen

des Mainstädtchens in der Gegenwart. In diesem zeitlichen Rahmen werden die Ereignisse der großen Politik von den Edelfreien von Grumbach und den Grafen von Rieneck über das Hochstift Würzburg und die Fürsten zu Löwenstein - Wertheim - Rosenberg bis zum Königreich bzw. Freistaat Bayern beleuchtet. Das Amt Rothenfels bildet sich heraus und wirkt insbesondere seit der hochstiftischen Zeit als territoriale Ordnungsstruktur, die sich nach der Säkularisation 1803 der neuen Zeit anpaßt.

In zeitlicher Parallele zur Entwicklung der Landesherrschaft finden die städtische Verwaltung und Gerichtsbarkeit einschließlich der einzelnen Posten ihre Darstellung. Von Anfang an bildete Rothenfels zusammen mit Bergrothenfels, Windheim und Zimmern eine Gemeinde. Die Stadtbevölkerung – von den Bürgern bis zu den wenigen Juden –, ihre Konflikte untereinander, aber auch mit den Nachbarorten und dem Adel zeichnen ein lebendiges Bild der Rothenfelser in der Vergangenheit. Was sie an Abgaben und Steuern zu entrichten hatten, erfährt der Leser ebenso wie den Haus- und Grundbesitz der Stadt und des Hochstifts. Dabei werden ausführlich der Bau des Rathauses und die Geschichte der Burg gewürdigt. Viele Details aus dem Alltag (als Beispiele: Bettelvogt, Maulwurffänger, Löschwesnen) vervollständigen das Bild einer Stadt, die durch ihre beengte Lage zwischen Burgberg und Main nur beschränkte Ausdehnungsmöglichkeiten besaß. Ein weiterer Blick gilt daher ihrer wirtschaftlichen Situation, den einzelnen Gewerben und Handwerken, dem Verkehrswesen zu Wasser und zu Land – von der Fähre über den Wiebel und die Lange Steige bis zur Eisenbahn.

Die Säkularisation brachte nicht nur neue Landesherren, auch die Stadt veränderte sich, indem sich 1811 Zimmern und 1822 Bergrothenfels und Windheim von Rothenfels trennten. Rothenfels fiel in den Stand einer sog. Ruralgemeinde zurück. Eine weitere schwierige Situation brachte die Auflösung des Landgerichts Rothenfels im Jahre 1879 mit sich, gegen die sich die Rothenfelser – freilich vergeblich – aufs heftigste wehrten.

Zu den wichtigsten Institutionen der Stadt gehören die Schule und die Kirche. Beide werden eingehend behandelt. Der Leser wird aber auch mit den Armen und den sozialen Einrichtungen des Ortes, mit Gesundheitswesen und Epidemien sowie mit den schweren Zeiten vertraut gemacht, die Rothenfels nicht erspart blieben. Der Wald war für die Stadt besonders wichtig. Er war oft die letzte Möglichkeit, durch Holzverkäufe Geld in die

Stadtkasse zu bekommen. Die Stadt mußte davon reichlich Gebrauch machen.

Den Abschluß des Buches bilden Schilderungen von Brauchtum und festlichen Ereignissen, die Vereine finden sich ebenso wieder wie die Ehrenbürger; Maße, Gewichte und Münzen sind vielleicht eher etwas für Spezialisten (1 Rothenfelser Liter war knapp 1,4 l), gleichwohl ging ohne sie das Leben nicht. Wappen und Siegel der Stadt beenden die Darstellung – alles in allem 23 Kapitel lebensnah, geschilterter und flüssig geschriebener Ortsgeschichte.

Aus einer Vielfalt von Informationen über die Stadt und ihre Bewohner, über Alltag und große Politik, über ruhige und bewegte Zeiten und vieles andere mehr ergibt sich gewissermaßen mosaikartig das Gesamtbild der Stadt, ein Bild, das sich freilich nur im Kopf des Lesers zu einem plausiblen Ganzen zusammensetzt.

Über den Autor: Dr. Peter Kolb, Jahrgang 1938, Kulturreferent bei der Regierung von Unterfranken. Weitere Bücher aus seiner Feder:

Die Wappen der Würzburger Fürstbischöfe  
Mainfränkische Ortsansichten vor 150 Jahren  
Die Juliuspspital-Stiftung zu Rothenfels.

Mitherausgeber der "Unterfränkischen Geschichte".

Reiner Zittlau: **Heiliggrabkapelle und Kreuzweg, eine Bauaufgabe in Nürnberg um 1500**, Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg, Band 49, ISBN 3-87432-123-1

Diese Dissertation des Fachbereichs Geschichte- und Geowissenschaften der Universität Bamberg 1988, hat die Veröffentlichung in dieser renommierten Reihe wohl verdient. Dem "Doktor" den herzlichen Glückwunsch. Die Studie über den Kreuzweg und die Heiliggrabkapelle auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg ist ein Versuch, neues Licht auf die Architektur und das Bildhauerschaffen um 1500 zu werfen, schreibt der Verfasser im Vorwort. Nun, der "Versuch" ist eine erfreulich gute Arbeit geworden, die zu ganz präzisen Aussagen kommt: Mit diesem Versuch, die Entstehung des Kreuzwegs und der Heiliggrabkapelle in Nürnberg monographisch zu erforschen, ist ein Stück Mentalitäts- und Sozialgeschichte aus der Zeit um 1500 ... entstanden. Das war wieder ein Zitat. Und hier die Ergebnisse: Die Kapelle ist 1506/7 erbaut worden, einige Jahre früher also, als bisher angenommen. Hans Beheim ist als Architekt bestätigt, der Kreuzweg des Adam Krafft ist auf die Zeit von 1490–95 zu datieren. Die monumentalen Gruppen des Kalvarienberges wurden

Herrn  
Dr. Gottfried Mälzer

Am Hölzlein 28

8700 Würzburg

wahrscheinlich von Mitarbeitern Krafts bis 1508 erschaffen. Wenn bisher der Bamberger Kreuzweg als Vorbild für den Nürnberger galt, so sind die Verhältnisse jetzt umgekehrt. Das sind aber nur die allerwichtigsten Aussagen, die mit dieser Arbeit zur Geschichte der Kapelle geliefert wurden. Auch das soziale Umfeld der Zeit der Entstehung kurz vor der Reformation wurde betrachtet. Dabei geht es auch um die Verlegung innerstädtischer Begräbnisstätten nach außerhalb der Stadtmauern, wobei z. B. verschiedene Pestzeiten zum Anstoß wurden. – Diese Arbeit soll ihrem Inhalt nach nicht erzählt werden, man müßte sie sonst abschreiben. Das Buch hat 210 Textseiten, davon sind ab S. 143 alles Angaben mit Tabellen, und Quellen (übrigens sehr aufschlußreich zu lesen – die Mühe muß man sich machen!) Die ungedruckten Quellen stammen aus der Bamberger Staatsbibliothek, dem Bayerischen Staatsarchiv Nürnberg, dem Nürnberger Stadt-

archiv, dem Germanischen Nationalmuseum. 36 abgedruckte Seiten sind Buchangaben, bzw. ungedruckte Quellen. Orts- und Personenregister folgen. Zur besonderen Anschaulichkeit folgen nunmehr 31 Seiten mit Abbildungen. – Damit wurde hier ein Beispiel für außerordentlichen Fleiß geliefert; der Text liest sich sehr flüssig und – man nehme mir das nicht für übel – ich war auf weite Strecken vom Inhalt irgendwie "begeistert". Tatsächlich hatte ich bisher die Heiliggrabkapelle immer weniger als die Grabstätten beachtet. Einige Angaben zum Thema "Pest" werden ab sofort von mir bei entsprechenden Vorträgen etc. zitiert werden, genau nach diesem wertvollen "Werkstück" zur Stadt- und Landesgeschichte, die vom Stadtarchiv Nürnberg herausgegeben wird. Den Bambergern empfehle ich ab S. 89 den Vergleich, besonders genau zu lesen.

M. Schl.

Carlheinz Gräter

## Vellberg – wie aus Dürers Skizzenbuch

*Ein Geheimtip für Liebhaber Frankens – Gang zur Stöckenburg*

Der Prospekt Vellbergs ob der Bühler mutet mit seinen Mauermänteln, vorgeschobenen Bastionen, Kanonentürmen, Staffeligeblen an, als sei er einem Skizzenbuch Albrecht Dürers entstiegen. Die Bühler, schwäbischen Ursprungs und fränkischen Geblüts, hat das Burgstädtchen in die Arme genommen. Von Topographie und dem wehrhaften Profil her Rothenburg ob der Tauber verwandt, ist das hohenlohische Vellberg erst spät vom Tourismus entdeckt worden. Hinzu kam, daß hier lange das ackerbürgerliche Element vorherrschte. Aufklärerisch gestimmten Reisenden erschien das Felsenest eh nur als ein anrühlich verwittertes, verhoektes Schilda.

Um 1790 fuhr der Stuttgarter Buchhändler und Verleger Johann Albrecht Hauff durchs Hohenlohische nach Nürnberg. Nach einem Lobgesang auf die Reichsstadt Hall schrieb Hauff seiner Frau: "Genug damit von Hall, dem aufgeklärten und hellen Kocher-Athen! Welcher Teufel aber juckte mich, den Weg über Vellberg zu nehmen? Nur weil ich's nicht kannte und mir wunderbar vor Augen gestellt hatte ... O ich Tor! Ich kam geradewegs nach Bötien. Alles winklig und alt, alles grob und bäurisch. Ein Buchhändler zu Hall hätte immer sein Brot, zu Vellberg aber müßte er darben, nein er müßte hungers sterben."

Ein Buchhändler hätte es wohl heute noch schwer in dem kleinen Vellberg, trotz der allmählich anschwellenden Zahl sommerlicher Ausflugsgäste. Die suchen gerade das Altertümliche und Winklige. Für die feineren Reize des Altfränkischen hatte freilich schon Christoph Heinrich Decker,

ein angeheirateter Nachfahre des Verlegers Hauff, Witterungsvermögen. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts hatte Decker anlässlich der Landvermessung in dem frisch von Württemberg annektierten Vellberg Quartier genommen. In seinem Brieftagebuch notierte er:

"Abends in behaglicher Wirtsstube. Alter Mann, redlich, gut gelaunt. Witz des Franken, Wortspiele – kein Pietist! In manchem recht freie Ansichten. Froh, daß er noch den Kaiser gesehen, wann? Weiß er nimmer, nur (daß der Kaiser) von Frankfurt herauf (gekommen sei). ist dafür tagelang gelaufen. 1790? 1792? die Ratsherren – er meint die Haller – das seien noch Herren gewesen. Ich sage: aber der Oberamtmann ist doch auch ein Herr. Er besinnt sich und sagt zögernd: 'Er ist der Feigenbaum im Gleichnis, man wird halt warten müssen'. O diese knitzen Franken!"

Wer sich Vellberg von Untersonnheim her über die Ebene nähert, stößt zunächst auf die Wachstumsringe des Neubauviertels: Prestige-Bungalows, Vorgartenehrgeiz mit sich übertrumpfenden halbexotischen Gehölzen, allgemeine Autowäsche am Samstagnachmittag. Das eigentliche Vellberg, Städtle genannt, liegt auf einem Bergsporn und formiert ein gleichschenkelig spitzes Dreieck. Entstanden ist dieses Vellberg als Burgsiedlung im Vorfeld zweier Herrensitze. Das hintere Schloß leuchtet, frischweiß gekalkt, am Ende des Felssporns. Als vorderes Schloß wird heute das prachtvolle Fachwerkhäus auf steinernem Sockel am Marktplatz vermutet, das bei den Vellbergern Amtshaus heißt.

Gegen die Bühler, die eine Wasser-schleife um das Städtle legt, fallen senkrecht die Mauern ab, die wiederum in steile Felswände übergehen. Gegen die Ebene zu hat man einen tiefen Graben herausgesprengt. Dahinter steigen massiert Wehrtürme auf.

Einzig Zufahrt zum Städtle eröffnet das Nadelöhr des vorgeschobenen Torturms. Die Zugbrücke dahinter wurde erst im 18. Jahrhundert von einer steinernen massiven Brücke abgelöst, die in einem Sprung über den Wehrgraben setzt. Der Torturm, Städtlesturm genannt, ist ein wahres Hochhaus, ein Hochbunker des Mittelalters. Sein Eingang liegt gut sechs Meter über dem Erdboden, seine Stockwerke sind mit Schießscharten gespickt, hinzu kamen Fallgatter und Pechnase. Eine gotische Wappentafel mit der silbernen Schwinge derer von Vellberg trägt die Inschrift: "anno domini 1466 jar am mittwoch vor pfingsten haben die von vel(l)berg ire(n) vorhoff bevestiget."

Ein im Barock aufgesetztes Walmdach mit Glockentürmchen mildert die Strenge des Torturms. Für Flitterwochenpärchen hat man im Turm ein Appartement eingerichtet; zu den Trauungen in der Schloßkapelle fährt auf Wunsch eine Pferdekutsche vor.

Gleich hinterm Torturm öffnet sich schon wieder ein unterirdischer Wehrgang, der einzig in Süddeutschland erhaltene. Das ganze Bergmassiv war früher anscheinend von Laufgängen und Verließen wie Malepartus unterwühlt. Selbst unter der gewaltigen Bastei an der Spitze der Bergzunge lagen Kasematten; ihre Zugänge sind verschüttet.

Das Städtle ist auch auf den zweiten Blick nicht viel mehr als ein von soliden Fachwerkhäusern gerahmter Marktplatz. Am Gasthof zum Ochsen hält ein geflügelter Drache das Wirtshausschild. Der barocke Türsturz vereint den sechszackigen Stern, das Emblem der Braugerechtigkeit mit der zinnernen Weinkanne. Oleander blüht daneben.

Zwischen Amtshaus und hinterem Schloß plätschert der Städtlesbrunnen. Gußeiserne Platten fassen das Beckenviereck. Neben

dem Wappen der Reichsstadt Hall und der Jahreszahl 1720 sind die Platten mit farbig vergoldeten Figuren geziert, barbusige Nymphen samt den Allegorien der Justitia und der Fides, letztere mit Kreuz, Buch und scheinheilig schrägem Blick nach oben. Die aus gelbem Sandstein gehauene Brunnen-säule zeigt Speimasken. Am ersten Wochenende im Juli, beim Brunnenfest, sprudelt Wein aus den Röhren.

Unweit vom Brunnen verlief früher ein zweiter Verteidigungsgraben, der das hintere Schloß schirmte. Dessen Renaissancebau wuchs auf den Grundmauern einer früheren, halb in Fachwerk errichteten Burg empor. Die unregelmäßig gezackten Treppengiebel geben ihm das unverwechselbare Profil. Von der gotischen Burg ist hier nur die Kapelle übriggeblieben. Heute beherbergt das Schloß die Stadtverwaltung und ein hochvizenobles Hotelrestaurant.

Neben der Bastei, die mit 18 Meter hohen Mauern jäh zur Bühler abfällt und einen hübschen Blick auf Mühle, Mineralfreibad und Talaue bietet, stellt der Geschützturm gegenüber vom Schloß das wichtigste Denkmal der Stadtbefestigung dar. Er deckt das Zwingertörchen, das von der Bühler her den einzigen Zugang bot. Hier finden wir die Jahreszahl 1499.

Die unterschiedlichen Baudaten von Schloß und Befestigungsarchitektur, ja das ganze Monument Vellberg geben Rätsel auf. Wie kam es zu diesem Wunderwerk der Fortifikation, warum wirkt das alles so frisch erhalten? Der Sohn des Ochsenwirts, dessen originelle Radierungen in der Wirtsstube hängen, brachte mir den dicken Band der Vellberger Stadtgeschichte, in dem ich nun den Abend lang schmökerte.

Mitte des 15. Jahrhunderts gründeten die adeligen Ganerben von Vellberg eine Bauparkasse. Mit letzter Kraft und imponierender Konsequenz wappneten sie ihr Felsennest, das wenig später Stadtrecht erhielt, gegen die burgenbrechenden Feuerschlünde der aufkommenden Artillerie mit Bastionen, Kasematten, Kanonentürmen und meterdicken Mauern.

Trotzdem hätte Vellberg seine Feuerprobe nicht bestanden, genauer, es kam gar nicht zu dieser Feuerprobe. Als im Sommer 1523 der Schwäbische Bund heranrückte, um die adeligen Raubritterhorste in Franken und Schwaben auszuzüchern, stand auch Wilhelm von Vellberg, dem die hintere Burg gehörte, auf der Proscriptionsliste. Der Übeltäter entfloh, das Städtle öffnete kampfflos sein Tor, und ein Abbruchkommando des Bundes stürzte die Hinterburg "in die Bühler". So erklärt sich der spätere Schloßbau im Renaissancestil. Mit Konrad dem Letzten erlosch 1592 das Geschlecht derer von Vellberg. Die Erben vererbten die Herrschaft Vellberg an die Reichsstadt Hall.

Natürlich verfielen auch hier die weitläufigen Mauern und unterirdischen Wehrgänge. 1937 gründeten Stadtverwaltung und Bürger aus eigener Initiative eine "Baugesellschaft Stadtmauer". Meter um Meter begann man den Festungsgürtel zu restaurieren. Nach dem Krieg wurde das löbliche Unternehmen, jetzt mit dem Segen des Landesdenkmalamtes, fortgeführt.

Vellbergs Geschichte weist als Initial die Jahreszahl 1102 auf. Ehrwürdig älter ist die jenseits der Bühler gelegene Stöckenburg. Auch dieser Ort liegt in einer Wasser-schleife; Bühler und Aulesbach schnüren sein Plateau fast völlig von der Hochebene ab. In der haller Oberamtsbeschreibung heißt es: "Das Reizende der ... Lage wird durch die schroffen Berge, die engen, felsigen, von Gewässern durchkreuzten Täler, welche hier schweizerische Ansichten im Kleinen bilden, erhöht ..."

Das Stöckenburg-Plateau, umfänglicher als der Vellberger Bergsporn, war spätestens seit der Keltenzeit befestigt. Neben einer Trockenmauer und Brandspuren fand man Metallschlacken und Schmelztiegelreste. In merowingischer Zeit wurde hier eine St. Martinsbasilika als Mutterkirche für das halbheidnische Umland errichtet. Ein Erdkastell deckte die dazugehörige

Krondomäne. Bis heute müssen die Vellberger zur Stöckenburg hoch, wenn sie zur Kirche gehen wollen.

Die Stöckenburg, die bis heute nur Kirche und Pfarrhaus, einen Bauernhof und ein neueres Fachwerkanwesen umfaßt, war nicht nur geistliches Machtzentrum, sondern auch Wehrbezirkskommando an der Grenze gegen die Alamannen, die späteren Schwaben. Um die Stöckenburg als Sitz eines adeligen Befehlshabers scharte sich ein Ring von Ortschaften mit der Namensendung -hausen. Sie waren Alarmplätze der fränkischen Wehrbauern. Die Bevölkerung der ebenfalls dichtgestreuten Hofenorte um die Stöckenburg sorgten für Unterhalt und Nachschub des Wehrbezirks.

Von den einst wohlgezählten zweihundert Stufen, die vom Bühlerthal zur Stöckenburg hinaufgeleiteten, ist noch die Hälfte da. Gänzlich verschwunden sind die Grundmauern der fränkischen Basilika. Das spätmittelalterliche Kirchlein birgt die Grabmäler der Herren von Vellberg, vom schlicht konturierten gotischen Wappenstein bis zum Prunkepitaph, auf dem der gestrenge Herr im Harnisch und feinstgefältelter Halskrause samt haubenvermummter Gemahlin vor dem Kruzifix knien, beide übrigens auf Betschemeln mit unterlegtem Kissen, während sich über ihnen der Ge-kreuzigte am Holze krümmt.

Die Glasmalereien im Chor sind Kopien, die gotischen Originale muß man im Württembergischen Landesmuseum zu Stuttgart aufsuchen. Im Altarschrein reitet St. Martin auf seinem Schimmel und teilt seinen Mantel für den fröstelnden Bettler. Den Taufstein bekrönt eine Figurengruppe, Johannes tauf Jesus am Jordan, darüber schwebt, auf einen starren Draht montiert, eine silberbronzierte Taube. Nicht nur in der Kirche, auch draußen an der Außenwand gilt es köstliche Bildersymbolik und Grabsprüche zu enträtseln.

Dr. Carlheinz Gräter,  
Spartaweg 35, 8700 Würzburg

## Ihre Jugend war zu Ende, als sie von Steinach nach Kissingen zog ...

Der Autor G.W. Sebald, seit langem als Essayist gerühmt, schrieb sich mit seinem Erzählwerk "DIE AUSGEWANDERTEN" in kürzester Zeit an die Spitze deutscher Literaturen. Dieses Werk ist für unsere Region von besonderer Bedeutung; erzählt doch der Autor in seinem Werk das Leben einer in Steinach geborenen Jüdin nach, die in Kissingen gelebt hat.

Zwei vornehme russische Herren promenierten auf dem Weg zur Ruine Bodenlaube und ein etwa zehnjähriger Knabe beschäftigt sich mit der Schmetterlingsjagd. Hierbei handelt es sich um den später weltberühmten Romancier Vladimir Nabokov ("Lolita"), der 1910 mit seinen Eltern in Bad Kissingen weilte.

W.G. Sebald, 1944 im Allgäu geboren und seit zwei Jahrzehnten in England lebend, wo er an der UNI von Norwich deutsche Literatur lehrt, hat in seinem Erzählwerk "DIE AUSGEWANDERTEN" Kissingen und Steinach ein literarisches Denkmal gesetzt. Vier Lebensgeschichten von Menschen – drei davon sind Juden –, die sich ins Exil retten, sind Sebalds Helden in "vier langen Erzählungen".

Der rätselhafte Schmetterlingsmann dient dem Autor als die vier Geschichten verknüpfender Unglücksbote und führt den Leser auch in die Welt eines in Manchester lebenden Malers, dem die Aufzeichnungen seiner Mutter in die Hände fallen. Sie war die Tochter eines jüdischen Pferdehändlers aus Steinach, die bis zu ihrer Emigration in Kissingen lebte.

### Auf den Spuren der historischen Wahrheit

Sebalds Erzählstil bewegt sich zwischen dokumentarischer Aufzeichnung und phantastischer Erdichtung. Die Authentizität der geschilderten Schicksale wird durch Zitate von Tagebuchnotizen, Augenzeugenberichten und Photographien von Menschen und

Schauplätzen belegt. Der Kissingener Teil an Abbildungen enthält u.a. Photos des jüdischen Friedhofes, der Schlüssel für den Eingang, eine Rückfahrkarte der Motorbootfahrt Bad Kissingen, die türkische Bootslenkerin und das auffällige Gradierwerk.

"DICHTUNG UND WAHRHEIT" betitelte Goethe seine Lebensgeschichte und zeigte hiermit deutlich an, daß nur jene Verquickung aus Poesie und Dokumentation eine Biographie literarisch gedeihen lassen kann.

Reizvoll dürfte es für den Leser aus hiesiger Region sein, Sebalds Knüpfung von Wirklichkeit und Phantasie die betreffenden Fakten aus zwei Chroniken gegenüberzustellen; die Urkunden jüdischen Lebens in Steinach und in Kissingen reichlich beinhalten: DIE CHRONIK VON STEINACH AN DER SAALE von Oskar Dünisch und JÜDISCHES LEBEN IN BAD KISSINGEN von Hans-Jürgen Beck und Rudolf Walter.

### Die Wiege der Tagebuchschreiberin stand in Steinach an der Saale

Als dem Maler Max Aurach die Aufzeichnungen seiner Mutter in die Hände fielen, "seien die stellenweise wirklich wunderbaren Tagebuchblätter ihm vorgekommen, wie eines jener bösen deutschen Märchen, in denen man, einmal in den Bann geschlagen, mit einer angefangenen Arbeit – in diesem Fall also mit dem Erinnern –, dem Schreiben oder Lesen, fortfahren muß, bis einem das Herz bricht."

Luisa Lanzberg nennt der Dichter die Autorin der Tagebuchblätter und wie ihr Bruder Leo, wurden auch ihr Vater Lazarus und ihr Großvater Löb in dem Dorf Steinach bei Bad Kissingen geboren.

"Zumindest seit dem Ende des 17. Jahrhunderts war die Familie nachweisbar in dem vormals zum Hoheitsgebiet der Fürstbischöfe von Würzburg gehörigen Ort, dessen Ein-

wohnerschaft zu einem Drittel aus alteingesessenen Juden bestand.“

Im unteren Dorf steht, "das Haus der Lions", wo man das Lampenöl holte, sowie das des Kaufmanns FREI ..., die Häuser des Bäckers Gessner ..., des Schächters Liebmann und des Mehlhändlers Salomon Stern. Luisa erinnert sich an das alte Schloß, "mit seinem gepflasterten Vorhof und dem Wapen der Luxburg über dem Tor ...".

Bis zu ihrem 16. Lebensjahr hat sie in Steinach gelebt, als die Familie im Januar 1905 nach Kissingen zog.

\*\*\*

Aus der Steinacher Chronik:

Im Jahre 1858 sind von 177 steuerpflichtigen Haushalten 33 jüdische. Darunter ein Abraham Lion, Jacob Maier, Handelsmann, Gerson Gessner, Daniel Liebmann und Löb Stern.

Seit 1676 gab es eine größere Gemeinde in Steinach, die neben der Synagoge einen Thorawimpel besaß.

1699 wohnten "6 jüdische Männer, 4 jüdische Frauen, 15 Kinder und 4 Dienstboten" im "adligen FREYHAUS". 1804 wurden die Juden als "heussische Schutzjuden" bezeichnet, nach Freiherrn von Heusslein, dem Schloßherrn des Steinacher "NEUEN SHLOSSES".

Hiermit sind die Aufzeichnungen der Luisa Lanzberg historisch zu belegen. Nur beim alten Schloß – auch das gab es in Steinach, handelt es sich um das 1707 erbaute "NEUE SCHLOSS" und das Wappen zeigt nicht das der ortsfremden LUXBURGS, sondern das der Erbauer, des Reichsfreiherrn von Diemer und seiner Gattin Sabina Chatharina, nebst einigen Ahnenwappen verwandter Linien.

### **Die Steinacher Wirtschaft war auch Treffpunkt der Jüdischen Mitbürger**

"Im Sommer machen wir am Sabbat oft einen langen Spaziergang bis nach Bocklet, wo wir durch die offene Säulenhalle wandeln ... oder wir sitzen, wenn es zum Spazierengehen zu heiß ist ... am späten Nachmittag im Schatten der Kastanienbäume vor der Kegelbahn

der Reußenwirtschaft ... Gegen Ende November veranstaltet der Club der Jugend in der Reußenwirtschaft einen Maskenball ... und der Reußenwirt trägt einen kleinen Kasten mit einem tulpenförmigen Blechtrichter herein – das neue Grammophon, aus dem ohne jedes Zutun richtige Musik hervorströmt."

\*\*\*

Nichtortskundige werden in Steinach vergebens die Reußenwirtschaft suchen. Es handelt sich um die heutige Wirtschaft "ADLER und POST". 1883 wird der Bierausschank der Steinacher Wirte mit 240 Hektoliter Bier angegeben, darunter Wilhelm Reuß mit 140 hl. Aus der Chronik erfährt man, daß der Wirt gleichzeitig die Postagentur betreute. Am 1. 8. 1914 verlas der Postexpediteur Georg Reuß im überfüllten Gastraum ein Telegramm, das den I. Weltkrieg ansagte:

"MOBILMACHUNG BEFOHLEN!"

\*\*\*

### **Der Name "Lanzberg" wird als Pseudonym für "Frank" aufgedeckt**

Nahezu idyllisch lesen sich die Aufzeichnungen Luisas; Erinnerungen an eine unbeschwerte Kindheit in einem Ort, wo es keine Komplikationen im dörflichen Leben zwischen Juden und Christen gab. Es kam ihr vor, als hätte sich diese Zeit der jungen Jahre unbegrenzt ausgedehnt.

"In Wirklichkeit ist, wie ich wohl weiß, die Kindheit zu Ende gewesen, als im Januar 1905 das Haus und die Felder in Steinach auktioniert wurden und wir nach Kissingen in den dreistöckigen, soeben fertiggestellten Neubau Ecke Bibra- und Erhardstraße umgezogen sind, den der Vater eines Tages von dem Baumeister Kiesel um den uns allen sagenhaft dünkenden Preis von 66.000 Goldmark kurz entschlossen und größtenteils, auf eine von einer Frankfurter Bank ausgestellten Hypothek gekauft hatte."

Weiter erzählt die Tochter, daß ihr Vater durch Pferdehandel vermögend geworden war, besonders durch Heereslieferungen.

\*\*\*

Zumindest ab dieser Stelle der Erzählung wird der erfundene Name LANZBERG aufgedeckt und als der Viehhändler Lazarus Frank erkannt. Dies ist der aufgezeichneten Chronik "JÜDISCHES LEBEN IN BAD KISSINGEN" zu verdanken, worin Lazarus Frank erstmals im Jahre 1925 erwähnt wird, wo er zum Beisitzer der jüdischen Kultusgemeinde gewählt wird. Einwohner Kissingens müssen das Anwesen FRANK nicht durch die Schilderungen von Franks Tochter erkennen, das markante Gebäude der Ecke Bibra- und Erhardstraße ist außerdem abgebildet.

Auch in der Steinacher Chronik läßt sich der Name FRANK ab 1819 nachweisen. 1852 stiftet der jüdische "Ortsnachbar" Jacob Frank 55 Gulden "aus dankbarer Anerkennung seiner Nachbareinnahme" – ihm wird als Jude das "Nachbarrecht" in Steinach anerkannt.–

\* \* \*

### **Erinnerungen an Kissingen um die Jahrhundertwende**

Luisa Lanzberg –recte "FRANK", hat Mühe, an die Kissinger Zeit zurückzudenken. Im Januar 1905 herrschte klirrende Kälte und das neue Haus wollte nicht warm werden, obwohl man in sämtlichen Zimmern die "irischen" Füllöfen schürte. Trotzdem erinnert sie sich an "das weite hallende Stiegenhaus, den Linoleumbelag im Vestibül, den rückwärtigen Korridor, wo über der Wäschekiste der Telefonapparat hing ..."

"In dem gleich einer Festlaube mit rankendem Blattwerk ausgemalten Salonerker, von dessen Decke herunter eine nagelneue messingne Schabbesleuchte hing."

Sie wohnte in einem Mansardenzimmerchen und blickte oft über die Blumenbeete der Kurgärtnerei hinweg auf die grün bewaldeten Hügel ringsum. Bald vermieteten die Eltern Zimmer, hauptsächlich an russische Juden, die in Rußland zu den Badeorten keinen Zutritt hatten. Auch sonst wurde gespart; man hielt sich Hühner im Hof und goß die Beete des Gemüsegartens mit Wasser aus dem Ziehbrunnen, weil das fließende zu kostspielig war.

Weiter erinnert sich Luisa an die Kurgartenbeleuchtungen und Ausflüge zum Klausenhof, wo sie große Maiglöckchensträube pflückte. Weiter denkt sie an einen Operettenbesuch im Kurtheater zurück, wo man anlässlich des Geburtstages von Kaiser Franz Joseph die österreichische Nationalhymne spielte.

Bei einer Geburtstagsfeier geht es zur Saline:

"Wir waren auf dem Miniaturdampfbboot auf dem Fluß bis zur Saline hinaufgefahren und dort spazierengegangen in der kühlen Salzlufte, die das Holzgerüst umweht, über das ohne Unterlaß das Quellwasser herabrinnt."

Sie verlobt sich mit einem Waldhornisten aus dem Orchester des Wiener Konzertvereins, das im Sommer im Kurgarten spielte.

Als man ihren Verlobten mit einem Musikcorps nach Lemberg abstellt, wird er mitten des Spielens der Freischützouvertüre von einem Gehirnschlag getroffen.

Nach dem I. Weltkrieg verlobt sie sich mit Fritz Aurach, dem Sproß einer Münchner Viehhändlersippe, den sie im Sommer 1921 heiratet.

\* \* \*

Im Kurprospekt des Jahres 1908 – herausgegeben vom Kissinger Kurverein – wurde die Anzahl der Kurgäste des Vorjahres mit 28.171 angegeben. Die große Anzahl russischer Kurgäste und weitere Anfragen ließen in St. Petersburg am Ekaterinenkanal 10 eine Auskunftstelle bei der Internationalen Schlafwagengesellschaft entstehen. Über die Kurmusik wußte der Prospekt zu berichten, es "konzertiert im Kurgarten das aus 49 Mitgliedern bestehende Orchester des Wiener Konzert-Vereins..."

Einen besonders breiten Raum bot der Prospekt für die Werbung um die Saline:

"Das Bild des gigantischen Gradierbaus, der nach verschiedenen Richtungen überraschend schöne Fernblicke in die Landschaft gewährt, findet nach dem Salinenbad zu einem wohlthuenden und interessanten Abschluß in dem freundlich anmutendem Saline-Restaurant."

Mit großen Kosten und feinem Schönheits-sinn ließ im Jahre 1903 der Badepächter, kgl. Hofrat v. Hessing, zwischen dem Gradierbau und dem Restaurant eine reizvolle gärtnerische Anlage unter geschickter Nutzung der vorhandenen Situation erstehen, die den Aufenthalt an dieser bevorzugten Stelle zu einem in jeder Beziehung angenehmen macht.

"An der Saline ist es wie am Ufer des Meeres: Kein Stäubchen trübt die klare, ozonreiche, von hohem Feuchtigkeitsgrad gesättigte Luft. Wie eine Riesenwand zieht sich der Gradierbau weit hin, so daß das Auge sein Ende nicht abzusehen vermag. Unaufhörlich tropft an der Wand, die aus 12m hoch geschichteten Weißdornen besteht, die Sole hernieder. Wie sprühende Brillanten schimmern und funkeln die Tropfen im Sonnenlicht, von Dorn zu Dorn fallen sie langsam herab, auf dem Wege zur Tiefe einen Teil ihres Wassers der Verdunstung preisgebend. In den Lauben und auf den Sitzen am Gradierbau läßt es sich gut weilen und träumen. Das ist gesund für Lungen und Nerven. Wer Bewegung liebt, kann bequem an der weit sich dehrenden Dornenwand vorbeisicheln und von hoher Wandelbahn aus sich des interessanten Lebens, das da unten in den schönen Anlagen und im Gartenrestaurant herrscht, nach Kräften freuen."

Weiter weist der Prospekt auf einen Ausflugspunkt, den Luisa in Erinnerung brachte: "... und nach dem Gasthaus KLAUSHOF, einer Stätte, die den romantischen Zauber der von Walter Scott geschilderten Einsiedeleien atmet ...".

\* \* \*

### **Der Autor schreibt ein weniger freundliches Bild des heutigen Kissingsen nieder**

Im Juni 1991 fährt der Autor nach Kissingen und Steinach. Er reist mit dem Zug an, von Manchester über Amsterdam, Köln und Frankfurt und muß feststellen, daß die Züge immer langsamer und kürzer werden, zumal von Gemünden nach Kissingen. Der Autor W.G. Sebald erlebt das abendliche Kissingen wie unzählige Fremde vor ihm: "In Kissingen stand nur ein einziges Taxi auf der menschenleeren Straße vor dem Bahnhof. Die Taxifahrer

erin sagte auf meine Frage, die Kurgäste (wobei sie offensichtlich die "Gehsteige" meinte) seien um diese Stunde sämtlich schon hochgeklappt."

Sein Hotel findet er renoviert im "neuimperialen Stil, mit einer Empfangsdame, die etwas von einer Oberin an sich hatte."

Im Lift trifft er ein altes Ehepaar, die Frau mit einem Tellerchen mit Aufschnitt in den Händen. Am nächsten Tag trifft er das Paar wieder mit Resten vom Frühstücksbüffet und weiß nun, daß sie "Selbstversorger" sind.

Die Kurgäste, die er am nächsten Morgen antrifft, stehen sämtlich im Pensionistenalter. In einem Cafe studiert Sebald die KISSINGER SAALEZEITUNG. Im Kalendarium des 25. Juni findet er einen Spruch von Goethe: "UNSERE WELT IST EINE GLOCKE, DIE EINEN RISS HAT UND NICHT MEHR KLINGT."

Im Rathaus findet er nach längerem "Hin- und Hergewiesenwerden" einen schreckhaften Beamten, der ihm auf Anfrage Auskunft gibt, wo die Synagoge gestanden hatte und wo der jüdische Friedhof zu finden ist. Nach längerem Suchen händigt ihm der Beamte zwei ordentlich beschilderte Schlüssel für den jüdischen Friedhof aus. Doch keiner der Schlüssel paßte, so stieg der Autor über die Mauer des Judenfriedhofes.

Dort findet er neben den Namen HAMBURGER, KISSINGER, WERTHEIMER auch den Namen FRANK. Unweit des versperrten Tores entdeckt er ein neueres Grabmal mit den Namen von LILY und LAZARUS LANZBERG (= FRANK), wobei die Inschrift besagt, daß Lazarus FRANK 1942 in Theresienstadt gestorben ist und Fritz und Luisa im November 1941 deportiert wurden und untergegangen sind ...

\* \* \*

Steinach erlebt Sebald als einen von seinem einstmaligen Charakter nichts mehr veratenden Ort (wobei man ihm dort die Mitteilung vorenthielt, daß der Ort in den letzten Kriegstagen größere Zerstörungen erlitten hatte).

Daraufhin entschließt sich der Autor abzureisen, "spürte ich doch in zunehmendem

Maße, daß die rings mich umgebende Geistesverarmung und Erinnerungslosigkeit der Deutschen, das Geschick, mit dem man alles bereinigt hatte, mir Kopf und Nerven anzugreifen begann. Also beschloß ich, meine Abreise vorzuverlegen, was um so leichter geschehen konnte, als meine Erkundungen zwar vieles zur allgemeinen Geschichte der Kissinger Judenschaft eingebracht hatten, zur allgemeinen Geschichte der Familie Lanzberg hingegen sehr wenig."

Am letzten Tag seines Kissinger Aufenthaltes fährt Sebald mit dem Motorboot zur Saline. Die Bootsführerin gibt sich als aus der Türkei stammend zu erkennen.

Abschließend hat der Autor der Kissinger Saline – in ihrem heutigen verkommenen Zustand – ein literarisches Denkmal gesetzt:

"Das Salinengebäude, von dem ich bislang nur eine alte Fotografie gesehen hatte, stand ein kleines Stück flußaufwärts, ein wenig Seit-ab in den Wiesen. Es war eine schon auf den ersten Blick überwältigende Holzkonstruktion; an die zweihundert Meter lang, gewiß zwanzig Meter hoch und dennoch, wie es in einer in einem Glaskasten hängenden Beschreibung hieß, nur ein Teil einer vormals viel weitläufigeren Anlage. Das Betreten des Gradierwerks selbst war durch Verbotstafeln, die an den Aufgängen angebracht waren, untersagt mit dem Verweis auf bauamtliche Überprüfungsarbeiten, die infolge des vorjährigen Orkans durchgeführt werden mußten. Da nirgends sich jemand zeigte, der mir den Zutritt verwehrt hätte, stieg ich auf die Galerie hinauf, die in etwa fünf (?) Meter Höhe die gesamte Anlage umgibt... Zuletzt nahm ich auf einer Bank in einem der seitwärts an der Galerie angebrachten altanenartigen Vorbauten Platz und überließ mich dort den ganzen Nachmittag hindurch dem Anblick und dem Geräusch des Wasserschauspiels sowie dem Nachdenken über die langwierigen und, wie ich glaube, unergründlichen Vorgänge, die beim Höhengradieren der Salzlösung die seltsamsten Versteinerungs- und Kristallisierungsformen hervorbringen, Nachahmungen gewissermaßen und Aufhebungen der Natur."

\* \* \*



Die FRANK-Villa in Bad Kissingen um die Jahrhundertwende

Steht im Vordergrund die Schreiberin der Tagebuchblätter?

(Aus dem Familialalbum der Familie FRANK)

Zugegeben, der Autor hat zwar dem heutigen und dem vergangenen Kissingen ein literarisches Denkmal gesetzt, doch ist es ein meist beklemmendes, das nur noch von dem düsteren Bild der zerfallenen einstigen Industriemetropole Manchester übertroffen wird, nach der er zurückkehrt, um dem Maler Aurach das Endresultat seiner Recherchen zu überreichen.

Es ist anzunehmen, daß der Autor Sebald bei seinem Besuch im Rathaus, das von der Stadt Bad Kissingen herausgegebene Buch "JÜDISCHES LEBEN IN BAD KISSINGEN" nicht überreicht bekam. Dort hätte er über Lazarus Lanzberg (= Frank) einige wichtige Details finden können. Im Hause des Lazarus Frank, Ecke Bibra- Erhardstraße, lebte als Mieter Studienrat ZWICK mit seiner

Gattin. Im Oktober 1939 beschwerte sich ein Mieter beim Direktor der Kissinger Oberschule, daß Zwick mit Frank und dessen jüdischer Haushälterin "stundenlange freundschaftliche Unterhaltungen" führe.

Als in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 dem Juden Frank die Fensterscheiben eingeschlagen worden seien, habe Frau Zwick Anzeige gegen die SS wegen nächtlicher Ruhestörung erstatten wollen. Am 18. und 19. April 1940 nahm die Würzburger GESTAPO im Fall ZWICK in Kissingen umfangreiche Vernehmungen vor.

Frau Zwick wurde nach ihrer Vernehmung in das Hammelburger Gerichtsgefängnis gebracht und nach dreiwöchiger Haft wieder entlassen. Gegen den Studienrat ZWICK leitete die GESTAPO einen Bericht an den Regierungspräsidenten, der diesen weiter an das Kultusministerium leitete. Es wurden jedoch keine weiteren Schritte gegen Heinrich ZWICK unternommen. Diese Denunzierung lösten Kissinger Mitbewohner des jüdischen Anwesens aus.

Im August 1940 wurden von zwei Kissinger Bürgerinnen drei Juden denunziert, die sich verbotenerweise auf eine Bank im Luitpoldpark gesetzt hatten. Auch Lazarus Frank war unter den Denunzierten. Außerdem hatten sie sich mit einem Straßenwärter über Amerika unterhalten. Während Lazarus Frank sich bereit erklärte, eine Verwarnungsgebühr von 5 RM zu zahlen, lehnten dies die beiden anderen jüdischen Männer ab.

Eine Jüdin, die 1945 aus dem KZ Theresienstadt befreit wurde, schrieb 1946 an den Sohn eines Kissinger Sanitätsrates über die Verhältnisse in jenem berüchtigten KZ:

"Alle Kissinger sind entweder gestorben oder zum Transport gekommen...; S. Leuthold, L. Frank, Carl Neumann starben dort..."

Lazarus Frank verstarb im Alter von 79 Jahren.

In Steinach hingegen weiß die Chronik meist über judenfreundliches Verhalten der Bevölkerung zu berichten.

1933 meldete der Hauptwachmeister Bott an das Kissinger Bezirksamt, daß die Volksgenossen in Steinach nur nach außen hin anti-

semitisch seien, in Wirklichkeit trieben sie heimlich Geschäfte mit Juden. Unzufriedenheit wegen Boykottmaßnahmen gegen die Juden herrschte in der Bevölkerung. Selbst Parteigenossen – 15 an der Zahl – wurden aus der Partei ausgeschlossen, teils wegen rückständiger Beiträge oder Verstoßes gegen die Parteidisziplin.

Der Neustädter Kreisleiter Ingebrand machte anläßlich einer Versammlung in Steinach die Erfahrung, daß diese nur mäßig besucht war, immer die gleichen Gesichter und die Bauern waren "wieder abwesend."

Im Gegensatz zu Kissingen blieb es während der sogenannten REICHSKRISTALLNACHT in Steinach ruhig. Erst am 10. 11. 1938 warf ein radikaler PG den Steinachern vor, den Tag der Erhebung gegen die Juden verschlafen zu haben.

Daraufhin wurden am 11. 11. 1938 die judenfeindlichen Aktionen gegen Einwohner wie gegen die Synagoge nachvollzogen.

Am 17. 11. 1938 äußerte sich ein Steinacher Arbeiter in der Gastwirtschaft Reuß, "daß 4 Kerl, so wie er, die ganze Gesellschaft zum Teufel gehauen hätten."

Hiermit hatte er die SA- und SS-Männer gemeint, die hauptsächlich die KRISTALLNACHT nachvollzogen hatten.

Die letzte Niederschrift über Juden im III. Reich in der Steinacher Chronik:

"Juden aus Steinach nach Polen verpflanzt. Früh fünf Uhr hat die letzte Judenfamilie Manfred Leven und Frau Paula mit drei Kindern das Dorf verlassen."

Peter Ziegler

### Quellen:

W.G. Sebald:  
DIE AUSGEWANDERTEN  
Frankfurt/Main 1993

Oskar Dünisch:  
Chronik von Steinach/Saale  
1988, herausgegeben von der Marktgemeinde  
Bad Bocklet

Hans Jürgen Beck und Rudolf Walter:  
JÜDISCHES LEBEN IN BAD KISSINGEN  
Bad Kissingen 1990, herausgegeben von der Stadt  
Bad Kissingen

Almut Binkert

### ”Man liest die Seiten als ginge man durch fränkisches Land”

*Zum 50. Todestag von Sophie Hoechstetter, Schriftstellerin und Ehrenbürgerin der Stadt Pappenheim.*

Von Kriegswirren umgeben fand eine Frau die Zeit, an ihren Schreibtisch zu eilen und zu schreiben, unaufhaltsam, ohne je innezuhalten, solange, bis ihr Gesundheitszustand es nicht mehr zuließ.

Am 4. April 1943, einem strahlenden Frühlingstag, starb in der Mooschweige, dem bekannten Künstlertreffpunkt im Dachauer Land, eine Dichterpersönlichkeit von hohem Rang, zu deren Freunden Thomas Mann, Rainer Maria Rilke, Gustav Gründgens, Hermann Hesse, die Prinzen von Bayern und viele führende Männer und Frauen aus Kunst und Wissenschaft zählten. Auf ihrem Sarg lagen die Kränze der fränkischen Städte.

Sophie Hoechstetter wurde am 15. August 1873 als Tochter des Apothekers Heinrich Hoechstetter in Pappenheim geboren. Ihre Eltern und Großeltern besaßen seit hundert Jahren die Pappenheimer Apotheke, die aus dem Besitz des Kommerzienrates und Hofapothekers Stöber, des Vaters des Schriftstellers Karl Stöber, stammte. Als Jüngste von sechs Geschwistern erlebte sie in Pappenheim eine sorglose Jugend. Ihre Mutter, eine geborene Nettinger aus Unternzenn, vererbte dem ”Poetenkind” ihre ungewöhnliche Erzählergabe. Die Familie Hoechstetter selbst geht aus einem alten Adelsgeschlecht hervor, dessen Spuren auch in Weißenburg zu finden sind. Es mag wohl kein Zufall sein, daß im Denken der Sophie Hoechstetter die alte Kultur der Renaissance und Barockzeit mitschwang

und auch ihr Herz gefangen nahm. Seit ihrer Kindheit hatte sie eine besondere Liebe zu Pflanzen, Bäumen, Vögeln und Schmetterlingen. Sie war außerordentlich begabt, spielte Klavier, Violine, Okarina und Ziehharmonika, zeichnete, malte und übersetzte Gedichte des Romantikers Lord



Sophie Hoechstetter

Byron (1788–1824), und beherrschte die französische Sprache. Sie litt um alle Menschen, die in Not waren oder denen Ungerechtigkeit widerfuhr, wie z. B. die Geschichte der Rebekka Elkan, das Schicksal eines jüdischen Mädchens, beweist, wie überhaupt Mitleid eine der größten Komponenten ihres Wesens war. Vor allem aber war sie ein Lieblingskind der Phantasie. Freiin Carola von Crailsheim, die viele Jahre mit Sophie Hoehstetter verbrachte, schreibt über sie: "Die Göttin knüpfte ihr jeden Morgen einen goldenen Faden, und die Autorin trat wie durch einen Zauber in ein zweites Dasein, in dem ihre Lyrik, ihre Romane und Novellen entstanden."

Nach den Schuljahren hielt sich Sophie Hoehstetter oft zu Studienzwecken bei ihrer Patin, der Geheimrätin Sophie Vocke in Ansbach auf. Ansbach wurde mehrfach zum Mittelpunkt ihrer seelenvollen Romane. In Ansbach erinnert heute noch eine Straße an sie. 1896 erschien ihr erster Roman "Goethe als Erzieher, ein Wort an emanzipierte Frauen." Eine ihrer Thesen daraus: "Das weibliche Geschlecht hat die großen Vorrechte des mitleidigen Handelns der Güte gegenüber dem Gesetz des Erfühlens der Dinge. Der Frau ist der Traum geschenkt und das Empfangen ... auch dann, wenn sie einst Gesetze mitformen würde und Ämter im Staat hätte. Ja selbst in diesen ... Zeiten ... würde die Menschlichkeit der Frau immer noch ein anderes Gesicht tragen als die des Mannes."

Sophie Hoehstetter wurde zum Kreis der Frauenrechtsbewegung ihrer Zeit gezählt. Ihr Erscheinungsbild war männlich geprägt, sie bevorzugte männliche Kleidung.

1920 gelang ihr mit dem 1. Band der Fränkischen Novellen "Mein Freund Rosenkreuz", im Einhorn-Verlag Dachau erschienen, der große Durchbruch. Einführend und eindrucksvoll schildert sie in unvergleichlicher Weise eine scheinbar verlorengegangene Welt, deren Gestalten untrennbar mit Ansbach verbunden sind: Markgraf Alexander etwa, seine blasse, kühle Gemahlin, seine einander heftig bekämpfenden Favoriten, die französische Tragödin Hippolyte Clairon und die stolze, eigenwil-

## Du alter Park

*Du alter Park, einst liebevoll umtört,  
nun liegst du offen wie Feldeinsamkeiten;  
es ist kein Torweg mehr, nur das Entgleiten,  
zu dem die halbversunkene Treppe führt.*

*Verschollener Aufstrom, noch vom Stein gespürt,  
den Erde nimmt in die Verlassenheiten,  
fern grüßt von jenen Hügeln, jenen Weiten  
die blaue Ferne, die uns schmerzlich rührt.*

*Man weiß nicht mehr, zu wessen Angedenken  
der Stein, die Säule und die Göttin sieht –  
du kommst zu spät, du Wandersmann, zu spät.*

*Selbst die Erinnerung kann dir nichts mehr schenken,  
denn ihre blassen Kränze sind verweht  
wie bald dein Schritt, der noch im Leben geht.*

Sophie Hoehstetter

lige Britin Lady Elizabeth Craven, die schließlich den Sieg davontrug und als letzte "Margaritin d'Anspach" den Markgrafen in ihre englische Heimat entführte. Oder "Die weiße Stunde" aus dem Sammelband "Triesdorfer Novellen", eine sehr zarte Liebesgeschichte, die auf geheimnisvolle Weise mit dem Schicksal Kaspar Hausers verknüpft ist. Die Schriftstellerin ließ das Schicksal des Findlings Kaspar Hauser zeitlebens nicht los. Sie bezeichnete ihn als den "Mythos des fränkischen Landes". Stilistisch ist Sophie Hoehstetter der Neurromantik zuzurechnen. Ungemein farbig, gedrängt und plastisch sind ihre Novellen. Ein paar Worte nur, und man versinkt in die graziöse Residenz Eugène Beauharnais oder an den Hof der Königin Luise, Graf Pappenheim taucht auf, Fürst Hardenberg gibt sich die Ehre und Baron Schenk von Geyern tritt entgegen. "Vollendete Novellenschöpfung aus dem Geiste einer Landschaft" bezeichnete Rainer Maria Rilke das Werk und schrieb weiter: "Ich werde wohl nicht der einzig Lesende sein, der diese köstlichen stillen Blätter bedenkt." Und Ina Seidel fügte hinzu: "Was diese Novellen so kostbar macht, ist die hier zum ersten Mal in dieser Vollendung geschehene Ver-

schmelzung und Durchdringung von Kultur- und Stimmungselementen einer deutschen Landschaft."

Welch ungewöhnliche Frau Sophie Hoechstetter war, zeigt ihr Lebensstil. Sie bewohnte mehrere Wohnungen. Je nach Jahreszeit hielt sie sich im Winter in Berlin auf, den Sommer verbrachte sie regelmäßig in Pappenheim, wo sie sich ein schönes Haus baute, das heute noch am Sophie-Hoechstetter-Weg steht. Im Frühjahr und Herbst zog es sie unwiderstehlich nach Dornburg, einem kleinen, zwischen Jena und Naumburg gelegenen Städtchen, wo ihr der Großherzog von Weimar in Verehrung das Goetheschloß zum Bewohnen anbot. Dort bewohnte sie die unter dem Dach gelegene Kutscherkammer.

An ihrem Lebensabend hielt sie sich viel in dem Herrenhaus in der Moosswaige in

Dachau bei dem schwedischen Künstler-ehepaar Elly und Carl Olaf Petersen auf. Die Beschlagnahme der Moosswaige durch die Nationalsozialisten und die Emigration des Ehepaars nach Schweden – Frau Petersen war Jüdin – ist Sophie Hoechstetter erspart geblieben. Ebenso mußte sie nicht mehr miterleben, daß ihre Lebensgefährtin Freiin Carola von Crailsheim von der Gestapo verfolgt wurde.

Freiin Carola von Crailsheim schrieb: "Sophie Hoechstetters in unserer Gegenwart vergessenes Werk wird sicher eines Tages in ihrer und meiner Heimat wieder auf-erstehen."

Eine Neuauflage der Bücher von Sophie Hoechstetter möchte man sich wünschen.

Almut Binkert, Rosenstraße 3, 8832 Weißenburg

*Herbert Bald*

## Ignatius Taschner (1871–1913)

Virtuoser Kunstgewerbler oder Original-genie? Jugendstil- oder Heimatkünstler oder doch eher Neoklassizist? Den Plastiker, Maler, Graphiker und Designer Ignatius Taschner, 1871 bis 1913, klar konturiert ins kulturhistorische Epochengemälde zu setzen, ergibt ein falsches Bild. Seine immer wieder auf Papier und in Stein gebannten Märchenfeen, kindlichen Riesen, Gnome und abenteuerlichen Zwitterwesen erscheinen wie eine launige Selbstkommentierung zum schillernden Werk und zur Biographie des Franken, Wahl-Bayern, Wahl-Breslauer und Wahl-Berliner. Zutftgemäße Sorgfalt begriff der Handwerkersohn

als Grundlage künstlerischen Phantasierens, in einem kurzen, sich hektisch aufarbeitenden Leben entwickelte er seinen Individualismus und machte doch als bürgerlicher "Herr Professor" eine steile gesellschaftliche Karriere.

### *Im Kleinbürger-Milieu: die Lohrer Zeit*

Kunst im Handwerk, darum ging es dem Vater Bartholomäus Taschner, der mit seiner Frau Josefa und dem einjährigen Ignatius 1872 von Bad Kissingen in die kleine Spesartstadt Lohr gezogen war, sich dort zu-

nächst als Steinmetz niedergelassen und nach Aufträgen für das dortige Mainbrückenprojekt schließlich als Steinbruchbesitzer und "Bildhauer" etabliert hatte, spezialisiert auf Grabsteine. Was an Zeitgemäßem und Eigenständigem in den engen Grenzen solcher Denkmalsproduktion zur Verewigung biederen Kleinbürgertums möglich war, suchte Bartholomäus zu realisieren; sein Sohn wird ihm in respektvollem Angedenken noch Jahre später eine "Begabung von hohen Werten" bescheinigen. Bartholomäus' genze Hoffnung ruhte auf Ignatius; in ihm sah er sein Wunschbild vom wirklichen Künstler. Zurecht: Bereits der Zwölfjährige überraschte mit einer Zwergefigur aus Sandstein und errang sich die Achtung der Zeichenlehrer an der Lohrer Volks- und Fortbildungsschule. Sie ließen ihn bald zum Unterricht für die Älteren zu. Mit fortschreitender Krankheit seines Vaters übernahm Ignatius dann immer mehr Aufgaben im Betrieb, sehr zur Zufriedenheit der Kundschaft. Auf Bartholomäus' Beerdigung 1885 zeigte sich der Sohn schließlich der Trauergemeinde als

#### Ausstellung:

### Ignatius Taschner (1871 – 1913) Ein Künstlerleben zwischen Jugendstil und Neoklassizismus

Spessartmuseum im Schloß  
(Träger: Landkreis Main-Spessart  
und Städtische Galerie Lohr am Main  
1. April bis 31. Mai 1993;  
Di – So 10 – 17 Uhr  
Katalog: Im Buchhandel DM 78,-,  
an der Museumskasse DM 48,-

Nachfolger des angesehenen Meisters und Geschäftsinhabers, mit dessen Hut, der Uhr in der Westentasche und dem großen Amethystring am Finger; Überanpassung an kleinstädtische Rollenerwartungen und damit Indiz eines Bruchs; denn der sich so selbstbewußt inszenierende Vierzehnjährige hatte im Grunde längst die Beschränktheit einer Lebenswelt erkannt, die ihr Kunstideal auf dem Friedhof fand: "Nee, nach Lohr geht der Taschner nicht. Lohr ist mir zu klee. In Lohr gibt es nur Grabsteine zu machen und die mach ich nicht gern." – Was Ignatius später einem Freund anvertraute, dürfte ihn schon 1885 bewegt haben. Einen Tag nach der Beerdigung des Vaters verließ er das Städtchen und trat als Lehrling in das Schweinfurter Maler- und Bildhauergeschäft von Wilhelm Kämpf ein, Durchgangsstation vor der Metropole München.

#### Hunger-Künstler in München

1889 begann der Steinhauergeselle Ignatius Taschner sein Studium an der Münchner Kunstakademie in der Bildhauerklasse von Professor Syrius Eberle. Mit der Wahl dieses großen Wert auf handwerkliche "Saubereit" legenden Lehrers knüpfte Ignatius unmittelbar an seine bisherige Ausbildung an. Zwar arbeitete er an der Hochschule mit einigem Erfolg, wurde 1893 und 1894 sogar für zwei technisch einwand-



Ignatius Taschner: Schmuckkästchen.  
Eisen, geschnitten, goldtauschiert, gebläut,  
innen vergoldet; Glassteine. Breslau 1904

freie, ganz im pathetischen akademischen Zeitgeschmack gehaltene Plastiken ausgezeichnet, der "freie" Kunstbetrieb allerdings zeigte zunächst wenig Interesse an dem ehrgeizigen jungen Mann aus der Provinz. Ignatius' erste Münchner Jahre waren geprägt von Armut, äußerer und innerer Unsicherheit, ständigem Wechsel von Quartier und Atelier, vergeblicher Suche nach Kunden und Aufträgen, chancenloser Beteiligung an Wettbewerben. Ein Projekt beim früheren Lehrherrn Meister Kämpf, die Gestaltung des Schweinfurter Kriegerdenkmals in der konventionellen Form eines stürmenden Fahnenträgers (1894/95), konnte die Misere nicht beheben; der materielle Gewinn wurde von den Herstellungskosten beinahe vollständig aufgeessen. Das Jahr 1896 markierte den absoluten Tiefpunkt in Taschners Künstlerleben. Angewidert vom Kunstbetrieb, flüchtete er aus München aufs Land nach Altomünster. In verbissener Arbeitswut vervollkommnete er sein zeichnerisches Können und suchte nach einer eigenen Formsprache. Da all seine bei Kunstzeitschriften eingesandten Arbeiten postwendend zurückkamen, wurde er schließlich – so seine spätere Frau Helene – "krank und menschenfeindlich", und "in seinem Menschenhaß machte er 1896 seinen Lucifer". Die Skulptur eines mit herrischer Geste auf die Umgebung zeigenden, die Welt als Hölle regierenden Teufels wurde zur Münchner Jahresausstellung nicht angenommen. Die mißlichen Lebensumstände des jungen, unverstandenen Künstlers als Unglück von übernatürlichem Rang; Das war die Steigerung auch der eigenen Existenz, ein produktiver Kunstgriff gegen das Gefühl persönlicher Belanglosigkeit.

Ausgerechnet mit dem Auftrag für einen Grabstein brachte das Jahr 1897 die Wende im persönlichen und künstlerischen Bereich. Der Münchner Akademieprofessor Karl von Marr hatte Taschners Fähigkeiten erkannt und ihm die Arbeit vermittelt. Das Grabmal für den Berliner Maler Karl Bennewitz von Loefen stand am Beginn einer annähernd alle künstlerische Sparten umfassenden Auftragsstätigkeit, die in den fol-



Kronprinzinsilber: Jüngling mit Lyra. Entwurf von Ignatius Taschner 1913. Ausführung 1913/14

genden Jahren, trotz gelegentlicher Rückschläge, an Intensität ständig zunehmen sollte. Unterschiedlichste Techniken, Motive und Stile wurden nun in eigenständiger Umformung, Kombination und Synthese zum Ausdrucksmittel eines Multitalents, dessen Prinzip virtuoser Uneinheitlichkeit im Gesamtwerk nicht nur eigener Experimentier- und Spiellust entsprang, sondern auch prosaischem wirtschaftlichem Kalkül.

# Heimatspflege in Franken



Nr. 41

1993

## Deutsches Zinnfigurenmuseum in neuen Räumen

Nach dem Umzug in den Arsenalbau auf der Plassenburg dürfte das Deutsche Zinnfigurenmuseum Kulmbach nun eine endgültige Heimstatt gefunden haben. Begründet wurde diese Sammlung bereits im Jahre 1929 und kam in der Darstellung damals noch auf überwiegend Militärisches beschränkt erstmals anlässlich der 1. Internationalen Ausstellung kulturhistorischer Zinnfiguren vom 19. September bis Anfang November 1930 im Städtischen Kunstgewerbemuseum im Grassimuseum zur Ausstellung. Seit 1931 befindet sie sich wieder auf der Plassenburg. Im Jahr 1945 wurde sie wie andere wertvolle städtische Sammlungen auf der Plassenburg zerstört und führte trotz mühevollen Wiederaufbaus danach ebenso wie das alte Luitpoldmuseum ein kümmerliches Dasein. Ein erster Versuch des Vereins Freunde der Plassenburg, auch eine Unterbringung der erhaltengebliebenen Bestände des ehem. Luitpoldmuseums auf die Plassenburg in die Wege zu leiten, wurde vom damaligen Stadtschulrat aus finanziellen Erwägungen verworfen. Außerdem konnte er sich die bürgerlichen Möbel des Luitpoldmuseums in den Räumen des alten Herrschaftssitzes nicht vorstellen.

Eine weitere Initiative des Vereins in den 70er Jahren fand schließlich bei den Kulturverantwortlichen der Stadt Unterstützung. Ein Kunsthistoriker wurde eingestellt, der dann nach 6monatiger Sichtung und Sortierung der Bestände das Grundstockvermögen festgelegt hatte, so daß 1979 die Stiftung Landschaftsmuseum Obermain ins Leben gerufen werden konnte. Seitdem gehört das Deutsche Zinnfigurenmuseum als eine in sich geschlossene Sammlungseinheit zum Landschaftsmuseum Obermain. Als sich der Museumsleiter in das ihm zunächst noch reichlich exotisch anmutende Zinnfiguren-Sammlungsgebiet eingearbeitet hatte, kam ihm im Jahr 1982 die Idee, daß die Zinnsoldaten besser in den Arsenalbau und das Landschaftsmuseum Obermain besser in den Westflügel der Hochburg passen würden. Vom Nord- in den Westflügel hatte Kulturreferent Hans Stöblein Anfang der 70er Jahre bereits die Zinnfiguren umziehen lassen, was einer markanten Aufwertung des Museums gleichkam, nachdem auf sein Betreiben bereits 1967 die erste Deutsche Zinnfigurenbörse hatte stattfinden können, die seitdem alle zwei Jahre Zinnfigurenliebhaber und -experten nach Kulmbach ruft. Ein Aufschrei der Entrüstung